31 PATMOS UND ANDERE ORTE

Ende Mai des Jahres 1982 besuchte ich für 2 Wochen die Insel Patmos zusammen mit meinen griechischen Freundinnen Nellie und Sophia, die ich 1980 in Athen kennengelernt hatte. Ich fuhr mit dem Schiff von Haifa und hatte ein Bett in einer 4-Bett-Kabine bestellt, mit dem Versprechen des Herrn, daß ich die Kabine für mich allein haben würde.

So war es dann auch!

Am ersten Tag an Bord wurde über die Lautsprecheranlage bekanntgegeben, daß am Abend ein Zauberkünstler zur Unterhaltung der Passagiere auftreten würde. Ich flüchtete sofort in meine Kabine, um zu beten. Doch als ich anfing zu beten, fühlte ich den Frieden des Herrn.

„Aber Herr, es ist ein Zauberer!" sagte ich. Trotzdem fühlte ich weiterhin Seinen Frieden. Daher beendete ich mein Beten und vertiefte mich in das Buch *Die Sprache der Propheten* von Robert St. John. Es handelt von der erstaunlichen Geschichte von Eliezer Ben Jehuda, der die scheinbar unmögliche Aufgabe der Modernisierung der hebräischen Sprache vollbrachte, Jahre bevor Israel als jüdische Nation entstand. Ich konnte die Hand des Herrn in seinem Leben erkennen, so daß ich das Buch unter Tränen und Lachen las, denn darin besteht irgendwie immer Gottes Handeln in unserem Leben.

Später am Abend ging ich aufs Deck hinaus. Dort hörte ich eine Gruppe junger Leute singen. Bald entdeckte ich, daß es sich um eine Gruppe von 40 Christen aus 11 Ländern handelte, die zur „Jugend mit einer Mission" gehörten. Kein Wunder, daß ich ein Gefühl des Friedens erhalten hatte, als ich gegen die Macht des Zauberers betete!

Auf diesem kleinen Schiff waren wir 41 Gläubige! Bald erkannte ich auch, warum der Herr mir eine Kabine für mich allein gegeben hatte. Somit konnten wir dort zusammen sein und miteinander über den Herrn sprechen! Ich muß gestehen, daß ich mir die Überfahrt nach Griechenland nicht gerade in dieser Weise vorgestellt hatte, doch der Herr ist immer voller Überraschungen!

Ich verbrachte eine Nacht in Athen und am nächsten Morgen fuhren Nellie, Sophia und ich zur Insel Patmos. Ich verliebte mich sofort in die kleine Insel, als wir bei der Ankunft unseres Schiffes über die Laufplanke in das Gedränge und Getriebe des Hafens von Patmos traten. Wir konnten die Lichter, die Geschäfte und die weißgestrichenen Gebäude erkennen und spürten dabei den Frieden und die Gegenwart der Liebe Gottes, die im Laufe

der Jahrhunderte an diesem Ort geblieben sind. Ein Mann mit einer Karre brachte unser Gepäck in eines der Hotels am Hafen. Wir wünschten einander „Gute Nacht" und gingen schlafen, denn es war inzwischen schon nach Mitternacht.

Als ich am nächsten Morgen erwachte und die Fensterläden öffnete, bot sich mir ein unvergeßlich schöner Ausblick. Die Sonne funkelte auf der Ägäis, und das ganze Panorama des Hafens mit dem Kloster im Hintergrund war unglaublich schön. Patmos ist eine winzige Insel am nördlichen Ende der Dodekanes, beinahe klein genug, um sie an einem Tag zu umwandern. Die Insel muß eines der Lieblingsorte des Herrn auf dieser Erde sein. Am Tage, als unser Schiff wieder den Hafen verließ, war ich recht traurig und dachte nicht daran, daß Patmos in Zukunft ein Teil meines Lebens werden sollte.

Sophia und Nellie hatten mich zu dieser Ferienwoche eingeladen, und wiederum fühlte ich mich durch ihre Liebe so gesegnet und dankte der Hand des Vaters, die uns zusammengeführt hatte. Es tat mir leid, mich von ihnen verabschieden zu müssen!

Bei Abenddämmerung näherte sich das Schiff der Küste Israels. Mir standen Tränen in den Augen, als ich in der Ferne den Hafen von Haifa erblickte. Von Rosh Hanikra an der libanesischen Grenze fuhr das Schiff parallel zur israelischen Küste. Doch hatte ich keine Ahnung von dem Drama, das sich gerade auf den Straßen zum Libanon abspielte.

Nach der Ankunft und anschließenden Zollkontrolle im Hafen von Haifa nahm ich ein Taxi zur Wohnung von Freunden. Später am Abend sollten mich Sid und Betsy von dort abholen und nach Jerusalem fahren. Spätnachts traten wir unsere Heimreise an und bemerkten sofort die Militärtransporte auf der Gegenfahrbahn in Richtung Libanon.

Wir fuhren an Bussen voller Soldaten und vielen Panzertransportern vorbei, einem ständigen Strom von Fahrzeugen nach Norden. Beim Passieren der Panzer, Jeeps und Lastwagen empfanden wir solch eine Dringlichkeit zu beten und oft waren wir dem Weinen nahe. Nach Mitternacht erreichten wir Jerusalem. Dort beobachteten wir die ungewöhnlich nervösen Aktivitäten. Busse nahmen überall an den Straßen Soldaten mit. Wir waren daher einige der ersten, die Zeugen dieser militärischen Aktivitäten wurden, als Israel in jener Nacht in den Libanon einmarschierte, um dem Unwesen der Terroristen ein Ende zu bereiten, die seit vielen Jahren vom Libanon aus angegriffen hatten.

Da ich seit 1976 in Israel wohnte, wußte ich von den Gefahren, denen die nördlichen Siedlungen bei fortwährendem Beschuß von zivilen Gebieten ausgesetzt waren.

Es ist nicht unbedeutend, daß eine ganze Generation israelischer Kinder an der Nordgrenze unter der ständigen Bedrohung von Bomben, bei dem Geheul der Luftsirenen und eiligem Laufen in die Luftschutzräume aufgewachsen ist. Das alles ist ein Teil ihres täglichen Lebens gewesen.

Ich glaube nicht, daß es viele Länder in der Welt gibt, die es den Feinden an der Grenze gestatten, fortwährend ihre Einwohner zu töten und jahrelang warten, bis sie sich mit der wagen Hoffnung auf „Frieden" verteidigen.

Als Israel schließlich in den Südlibanon einmarschierte, gab es keine andere Alternative. Die PLO hatte so viele Tonnen von Waffen im Südlibanon gelagert, daß die eigentliche Existenz Israels bedroht war. Bereits ganz am Anfang des Krieges entdeckte Israel 4 000 Tonnen Munition, zum großen Teil moderner Art und sowjetischer Herkunft, die in unterirdischen Bunkern versteckt lag. Israelische Truppen fanden außerdem 144 Fahrzeuge und 12 506 leichte Waffen. Die Waffenlager waren so groß, daß 150 Lastwagen einen ganzen Monat lang mit dem Abtranport des Kriegsmaterials beschäftigt waren.
Hierbei handelte es sich nur um das am Anfang des Krieges entdeckte Material; die großen Lager in Beirut und in anderen unterirdischen Bunkern sind da nicht mitgerechnet. Das

Arsenal von modernen Waffen umfaßte so enorme Mengen, daß es weit mehr als nur die nördlichen Siedlungen bedrohte — ganz Israel war in Gefahr.

Es war sehr bewegend zu sehen, wie die Menschen des Südlibanon die israelischen Soldaten begrüßten, als die Panzer über die Grenze rollten. Da die Bevölkerung dort selbst Opfer des Terrorismus gewesen war, hatte man seit einiger Zeit die Israelis um ein Eingreifen gebeten. Mehr als 100 000 Christen waren im Südlibanon im Laufe von 8 Jahren durch die PLO umgebracht worden, doch die Welt schwieg darüber. Als Israel dann die Grenze überschritt, wurde es von der Bevölkerung als Befreier angesehen. Menschenmengen versammelten sich, um den Truppen zuzujubeln, kleine Kinder überreichten den Soldaten Blumen und Frauen bereiteten ihnen Tee und Kaffee.

Auch war es sehr bewegend zu sehen, wie die israelischen Soldaten in jeglicher Weise versuchten, vorsichtig vorzugehen, um Zivilisten zu schützen, oft unter Risiko für ihr eigenes Leben. Die Israelis haben kein kriegerisches Herz, da sie selbst zuviel erlitten haben und daher Respekt vor der Würde menschlichen Lebens empfinden.

Unglücklicherweise ist Krieg Krieg, doch ich glaube nicht, daß es je eine Armee gegeben hat, die so human und achtsam vorgegangen ist. Der folgende Abschnitt ist ein Brief des obersten Ausbildungsoffiziers der IDF vom 11. Juni 1982 an Soldaten der israelischen Truppen (IDF-Israel Defence Force).

DAS IMAGE DES ISRAELISCHEN SOLDATEN

Jetzt, nachdem das Ziel der „Operation Frieden für Galiläa" zur Gewährleistung der Sicherheit unserer Bevölkerung im Norden erreicht ist, hat Israel eine Waffenruhe vereinbart. Israel hat Syrien aufgerufen, sich an die Bedingungen des Waffenstillstandes zu halten, um die Lage im Libanon zu stabilisieren.

Die IDF kontrolliert jetzt weite Gebiete des Libanons, Soldaten kommen mit der großen, verschiedenartigen Zivilbevölkerung in Berührung. Dieser Kontakt stellt eine Herausforderung dar — sich auf menschlich-jüdische IDF-Weise zu verhalten.

Der oberste Richter des Militärs hat bindende Vorschriften zur Sicherung dieses Auftretens herausgegeben:

**Es ist streng verboten, irgendwelche Beute mitzunehmen. Jeder, der diesem Befehl zuwiderhandelt, muß mit einem Verfahren und einer Höchststrafe von 10 Jahren Gefängnis rechnen.*

**Straßensperren sind auf allen Verbindungsstraßen des Südlibanon errichtet. Jeder, der das Gebiet verläßt, wird kontrolliert.*

**Der friedlichen Zivilbevölkerung darf kein Leid zugefügt werden, besonders gilt es, die Frauen zu respektieren.*

**Alle IDF-Soldaten enthalten sich der Beschädigung von Stätten von kultureller Bedeutung, eingeschlossen archäologische Stätten, Museen und ähnlichem.*

**Es ist verboten, die heiligen Stätten irgendeiner Religion zu beschädigen.*

Jeder Krieg entfacht Gefühle des Hasses, der Rache und führt zur Nichtachtung feindlichen Lebens und Eigentums.

Trotz dieser Gefühle muß jeder Mensch Moral und Grundsätze beachten, auf die das Bestehen der menschlichen Gesellschaft gegründet ist.

Diesmal bekämpft die IDF einen grausamen Feind, der systematischen Terror gegen wehrlose Zivilisten anwendet.

Die IDF darf nicht nach den Grundsätzen unserer Feinde vorgehen, wir dürfen es nicht unseren Rachegefühlen gestatten, unser Verhalten gegen die Zivilbevölkerung des Libanon zu bestimmen. Unsere Einzigartigkeit und unsere Stärke entspringt aus unserem Auftreten als anständige Menschen.

Eine Verletzung der Moralregeln durch die IDF, die eine „Armee des Volkes" ist, wird dich als Menschen und Bürger treffen; sie wird sich auf das Niveau der Moral der israelischen Gesellschaft und seiner Lebensqualität auswirken.

Die Einhaltung der Regeln angemessenen Verhaltens während deines Aufenthaltes im Libanon wird Israel auch bei seinen politischen Kampagnen und beim Kampf um die öffentliche Meinung helfen. Teile der Zivilbevölkerung im Libanon haben Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Israel gezeigt. Eines der Ziele der Operation „Frieden für Galiläa" war „die Hoffnung auf die Unterzeichnung eines Friedensvertrages mit einem unabhängigen Libanon bei Erhaltung seiner territorialen Integrität."

Daher ist der erste Kontakt zwischen dem Personal der IDF und den Bürgern Libanons so wichtig. Dieser Kontakt wird den Charakter zukünftiger Beziehungen zwischen zwei guten Nachbarn bestimmen.

Darum sollst du bei deinen Kontakten mit Zivilisten eine anständige menschliche Haltung zeigen und ihre Würde respektieren.

Außerdem sollst du helfen, Gewalttaten, Raubüberfälle und Plünderungen unter der libanesischen Bevölkerung zu verhindern.

Die Augen der Welt befinden sich zur Zeit über unserer Region. Viele Journalisten und Auslandskorrespondenten halten sich jetzt in der Kriegszone auf.

Plünderungen oder die Beschädigung von Eigentum, heiligen Stätten, Kulturstätten oder von Orten mit besonderer Schönheit der Natur wird zum Vorteil unserer Feinde sein. Du mußt dir deiner persönlichen Verantwortung für das Image der IDF und des Staates Israel in den Augen der Bevölkerung des Libanon und der öffentlichen Meinung der Welt bewußt sein.

Die moralischen Prinzipien sind Grundlage der jüdischen Kultur. Sogar in Kriegszeiten muß daran gedacht werden, daß für den Mitmenschen ein Mensch ein Mensch ist.

„Und Josua sprach zu Achan: . . . sage mir, was du getan hast, und verhehle mir nichts. Da antwortete Achan Josua und sprach: Wahrlich, ich habe mich versündigt an dem Herrn, dem Gott Israels. So habe ich getan: Ich sah unter der Beute einen kostbaren babylonischen Mantel und zweihundert Lot Silber und eine Stange von Gold, fünfzig Lot schwer, danach gelüstete mich, und ich nahm es. Und siehe, es ist verscharrt in der Erde in meinem Zelt und das Silber darunter. Da sandte Josua Boten hin, die liefen zum Zelt; und siehe, es war verscharrt in seinem Zelt und das Silber darunter. Und sie

nahmen's aus dem Zelt und brachten's zu Josua und zu allen Israeliten und legten's nieder vor dem Herrn. Da nahmen Josua und ganz Israel mit ihm, Achan, den Sohn Serachos, samt dem Silber, dem Mantel und der Stange von Gold, seine Söhne und Töchter, seine Rinder und Esel und Schafe, sein Zelt und alles, was er hatte, und führten sie hinauf ins Tal Achor.

Und Josua sprach: Weil du uns betrübt hast, so betrübe dich der Herr an diesem Tage. . ."

General Rafael Eitan, der Befehlshaber der Truppen im Norden, unterstrich die moralische Verantwortung der IDF in einer sehr bewegenden Ansprache an die Soldaten und erinnerte sie daran, daß sie dabei waren, in ein fremdes Land einzudringen. Sie sollten große Vorsicht walten lassen — nicht nur menschlichem Leben gegenüber — sondern sie sollten nicht einmal Blumen zertreten, wenn es nicht nötig war! Ganz Israel war auf das anschließende Vorgehen der IDF stolz. Oftmals setzten die israelischen Soldaten ihr Leben aufs Spiel, um das Leben libanesischer Zivilisten zu bewahren.

Mitte Juni verließ ich Israel und reiste zuerst nach Norwegen, dann in die Vereinigten Staaten und später nach Neuseeland. Ich war entsetzt, als ich in den Nachrichten die lautstarke anti-israelische Propaganda hörte, die von der PLO sorgfältig verbreitet wurde. Sie übertrieben die Zahl der Verluste in großem Maße und beschrieben in einem Fall die Zahl der Toten höher als die gesamte Bevölkerung des Libanons!

Auch gaben sie Israel die Schuld für die Zerstörung, die Jahre zuvor von ihnen selbst angerichtet worden war. Sie zeigten Filme von furchtbarem Leiden und Zerstörungen, doch erst anschließend erfuhren die Journalisten, daß die Filme das Leiden zeigten, das dem Land in den vergangenen Jahren von den Terroristenorganisationen zugefügt worden war und gar nicht von der IDF herrührte! Sogar das Rote Kreuz, das sich bislang weigert, Israel anzuerkennen, meldete, daß durch den Einmarsch der Israelis in den Libanon 10 000 Menschen getötet wurden, dabei lag die tatsächliche Zahl bei 460 Toten.

Auf meiner Reise hörte ich die unglaublichen Verdrehungen der Wahrheit, doch ich entsetzte mich noch mehr über die Bereitschaft der Welt, alles zu glauben!

Als ich von den abscheulichen Lügen hörte, die Hitler über die Juden verbreitete, habe ich oft gedacht: „Aber wieso haben die Menschen ihm geglaubt?" Doch jetzt scheint die ganze Welt wiederum bereit zu sein, den antisemitischen Lügen zu glauben!

Die Intensität der Reaktionen war beängstigend, doch für die anderen Nationen mehr beängstigend als für Israel. Gott kennt die Wahrheit, und das ist der Trost Israels.

Was die Nationen der Welt auch zu glauben wünschen, der Herr sah die Herzen der israelischen Soldaten und Seine Meinung allein zählt. Wir müssen erkennen, daß nur wenig des Geschehens um Israel mit natürlichen Augen verstanden werden kann. Es ist die neue Nation auf der Erde, die von der Treue Gottes zeugt und darum haßt Satan diese Nation mehr als alle anderen. In unserer Zeit rast er mit einer Wut gegen dieses kleine Land, die in der Weltgeschichte ohnegleichen ist.

Darum warne ich euch nochmals, die ihr an den Messias Israels glaubt — behütet eure Liebe zu Israel!

Gott liebt uns auch wenn wir nicht vollkommen sind, und so müssen wir weiterhin Seinen Augapfel lieben. Denn ich glaube, daß sich die Propaganda gegen Israel im Laufe der Zeit noch verschlimmern wird. Darum wird Israel mehr als je zuvor unserer Liebe bedürfen. Aus der Sicht Gottes sind wir eins mit ihnen und Er wird uns segnen, wenn wir es segnen.

Auf meiner Reise während dieser anstrengenden Monate spürte ich, daß das Schwert der Trennung noch schärfer wurde. Der Herr ergründete die Herzen der Seinen und trennte jene, die wirklich für Seine Nation in den Riß treten wollten von solchen, die Israel nur liebten als es allgemein üblich war. Denn wie ich bereits sagte, ist es in unserer Zeit unmöglich, an den Gott Israels und den Erlöser zu glauben und nicht die Liebe des Herrn für Sein Volk mitzutragen. Am Ende mag es uns alle etwas kosten, mit der Nation Israel zusammenzustehen. Doch auf längere Sicht wird es uns weit mehr kosten, das nicht zu tun.

Der folgende Auszug aus einem Brief von einem israelischen Soldaten an Freunde in Norwegen spricht für sich selbst:

„. . . Wir sind von der internationalen Presse ganz schön verprügelt worden. Doch möchte ich Euch erzählen, daß wir unter großem persönlichem Risiko äußerst vorsichtig vorgegangen sind, um der libanesischen Bevölkerung keinen Schaden zuzufügen. Die Menschen schienen dankbar dafür zu sein, uns zu sehen. In vielen Dörfern hielt sich die PLO unter Zivilisten versteckt. Militärischer Strategie zufolge würde man solche Dörfer aus der Luft oder aus der Entfernung bombardieren, doch um Libanesen zu retten, setzten wir unser eigenes Leben aufs Spiel und gingen in die Dörfer, um die PLO anzugreifen und nicht ihre libanesischen Geiseln zu gefährden.

Die PLO, die Kinder hinausschickte, damit sie Soldaten mit Steinen bewarfen, mußte statt nur zu plappern, schließlich selbst hervortreten. Offen gesagt, sie aus Beirut zu evakuieren, gleicht der Evakuierung der SS aus Berlin unter Sicherheitsgeleit.

Aber Ihr wißt ja, daß die meisten von uns trotz ihrer „militärischen Tapferkeit" so unkriegerisch sind — eher bestrebt, freundlich zu den Libanesen zu sein. Wir sind froh, wenn wir nach Hause zurückkehren dürfen.

Das englische Programm des norwegischen Rundfunks interviewte General Bull, der mit einigen ziemlich garstigen Aussagen kam. Heute dankte ein Terrorist dem norwegischen Volk für seine Hilfe und Sympathie. Es schmerzte. Viele Terroristen waren Söldner, die nur für Geld kämpften, statt für ihre vermeintlich patriotische Sache. Die Menge der gefundenen Waffen war umwerfend. Liebe Freunde, noch nie stand Israel so allein, doch ich weiß, daß Ihr unsere Sache versteht. Wir hoffen alle auf Gott, daß die Kriege der Juden aufhören werden und die Erlösung kommen wird. . ."

Auch in diesem Krieg half der Herr den Israelis. Anfang des Krieges flogen die Israelis eine Bombermission, um die SAM-Raketen- und Radarstellungen im Bekaa-Tal zu vernichten. Davon berichtete *Newsweek*: „Sie trafen alles mit enormer Treffsicherheit." Innerhalb von zwei Tagen von Luftkämpfen schossen die Israelis ohne eigene Verluste 85 syrische MIGs ab, ließen rote Ballons aufsteigen, um die Luftabwehrraketen abzulenken. Sharon nannte den israelischen Auftrag „eine der brillantesten, kompliziertesten und schwierigsten Operationen", die jemals vom Lande ausgeführt worden waren.

Wiederum hatten die gegen Israel gerichteten Waffen keinen Erfolg. Doch die bösartige, gegen uns entfesselte PLO-Propaganda wurde geglaubt und von den Nachrichtenmedien auf der ganzen Welt verbreitet.

Nach meiner Patmos-Reise hatte ich gehofft, daß das Geld für meine Weltreise eingetroffen war, doch es kam nicht! Nichts! Eine Woche vor meiner geplanten Abreise nach Norwegen ging ich ins Reisebüro, um die ganze Angelegenheit mit Sara zu besprechen. Ich wollte die Reservierungen streichen lassen und dann eine Flugkarte nach der anderen kaufen, sowie das Geld zur Verfügung stand. Doch Sara wußte, daß ich in bezug auf alle Vorsorge auf den Herrn vertraute. Sie gab mir einfach den Flugschein im Wert von 3 500 Dollar und sagte, ich könnte ihr das Geld überweisen, wenn ich es erhielt. So ließ sie mich mit ihren Segenswünschen wieder nach Rußland reisen!

Es mußte auch für sie ein großer Glaubenstest sein, denn es hat 8 Monate gedauert, bis ich ihr das letzte Mal den Flugschein bezahlen konnte!

Der Feind hatte gewiß versucht, die fehlenden Mittel dazu zu gebrauchen, die Pläne des Herrn zu vereiteln, doch Er kannte das Herz dieser lieben Frau. Und ich weiß, Er wird sie zu Seiner Zeit für ihre Hilfe segnen!

Am 18. Juni trat ich meine lange Reise mit dem umfangreichen Flugschein an. Zuerst flog ich zu Jenny und Wolfgang nach Norwegen. Marja aus Finnland kam hinzu, und wir erlebten Tage mit wunderbarer Gemeinschaft. Ich sprach auf einer Konferenz in der Nähe von Oslo und flog auch zu einigen Versammlungen nach Bergen. Ende Juni traf ich dann in den Vereinigten Staaten ein.

Ich hatte beabsichtigt, zwei Wochen mit Michael und Joey zu verbringen. Fast ein Jahr war seit unserer letzten Begegnung vergangen! Doch ich erfuhr bald, daß ihr Vater die Daten mißverstanden hatte, und die Jungen Verwandte in einem anderen Staat besuchten. Er weigerte sich, ihre Pläne zu ändern, obwohl er wußte, daß ich eigens gekommen war, um sie zu besuchen. Statt dessen beharrte er darauf, daß ich, wenn sie mir wirklich etwas bedeuteten, meine Reise nach Neuseeland absagen und sie im August für zwei Wochen zu meinen Eltern nach Arizona begleiten würde. Oh, welch ein Dilemma!

Natürlich wünschte ich mir mehr als alles andere sie zu sehen, doch als ich betete, wußte ich, daß meine Reise nach Neuseeland nicht abgesagt werden konnte. Darum würde sich für uns keine Begegnung ergeben. Ich war betrübt und konnte nur darauf vertrauen, daß sie wissen würden, wie sehr ich sie liebte. Jesus liebt sie, und das war mein Trost. Ich wußte, daß Er mich oft, bevor besondere Dinge geschehen, an das Kreuz erinnert, dem Preis, Ihm zu dienen.

Trotzdem weinte ich mit der Liebe einer Mutter.

Zu der Zeit besuchten Sid und Betsy ihre Familie in den Staaten. Sie brachten mich am 1. Juli zur Beantragung eines Visums für die UdSSR nach Washington D.C. Zum ersten Mal sollte ich ein Visum ohne die Hilfe von Herrn G. beantragen. Ich war ängstlich und besorgt. Als ich auf die Reiseagentur zuging, die mir nach dem plötzlichen Tod von Herrn G. bei meiner letzten Reise geholfen hatte, dachte ich an alle möglichen Entschuldigungen, die ich für meinen Wunsch, zum dritten Mal in die Sowjetunion zu reisen, anführen konnte. Meine Besorgnis stieg ständig. Doch kurz bevor ich eintrat, unterbrach der Herr meine Gedanken. Er sagte fest: „Du benötigst keine Entschuldigungen. Du wirst in die Sowjetunion reisen, weil Ich Dich sende!" Daher betrat ich die Agentur ohne Entschuldigungen, nur Seiner Kraft und Stärke vertrauend.

Der Herr hatte mir die Daten für die Reiseroute durch die Sowjetunion gegeben. Ich reichte Robert, dem Angestellten, die Daten. Nach einem kurzen Überblick sagte er sehr entmutigend: „Moskau wird Ihnen niemals die Erlaubnis geben, jeweils eine Woche in Moskau, Leningrad und Kiew zu verbringen. Normalerweise genehmigen sie höchstens zwei oder drei Tage in einer Stadt. Es wird wohl einige Wochen dauern, bis Sie mit einer

Antwort rechnen können", meinte er. Eine enttäuschende Nachricht, denn bereits in 3 Wochen würden ich nach Neuseeland reisen.

Entmutigt verließ ich das Büro. Am Nachmittag mußte ich mit einer Anzahlung von 150 Dollar zurück zur Agentur. Als ich eintrat, grüßte Robert mich herzlich und erklärte: „Während Sie fort waren, fand ich Ihre Akte über Ihre früheren Reisen in die Sowjetunion. Es tut mir leid, wenn ich Sie entmutigt habe! Ich versichere Ihnen, daß ich diese Informationen noch heute per Telex nach Moskau schicken werde, und ich bin sicher, daß Sie bis zum 15. Juli eine positive Antwort erhalten. Aber ich fürchte, es wird recht teuer werden!" Er versprach, mich zu benachrichtigen, sobald eine Antwort per Telex aus Moskau eingetroffen war.

Ich verließ das Büro recht verwundert, vor Neugier sterbend, denn zu gern hätte ich gewußt, welche Information in meiner Akte zu seiner völligen Haltungsänderung führte!

Ich mußte auftreten, als wenn ich vom Inhalt der Akte wußte, doch eigentlich hatte ich keine Ahnung, auf welche Weise Herr G. mir diese offene Tür zur UdSSR verschafft hatte. Es wäre unheilvoll gewesen, wenn ich voller Entschuldigungen zur Reiseagenture gegangen wäre!

Das Telex wurde am Donnerstagnachmittag, dem 2. Juli, nach Moskau geschickt und bereits am nächsten Morgen kam das Telex aus Moskau mit der Genehmigung des Visums, allen Hotelreservierungen und dem Gesamtpreis der Reise — genau dem Reiseplan entsprechnend, den ich ihnen gegeben hatte!

Der Herr hatte die Tür zur Sowjetunion in weniger als einem Tag geöffnet! Wie können wir je aufhören, über die Allmacht Gottes zu staunen? Und wie konnte ich es wagen, nicht zu reisen, wenn Gott Selbst mir die Tür öffnete?

Viele Leute haben gesagt, daß sie niemals den Mut aufbringen würden, hinter den Eisernen Vorhang zu reisen. Aber wie würden sie dann den Mut aufbringen, Gott nicht zu gehorchen?

In den folgenden zwei Wochen hielt ich mich bei Marcia und Dave in Pennsylvania auf. Es war eine schöne Zeit, obwohl sie für mich auch etwas traurig war, denn ich wußte, daß es ein Teil der Zeit war, die ich eigentlich mit Mike und Joey verbringen wollte. Doch machte es Spaß, für eine Weile Teil einer Familie zu sein. Dann kehrte ich nach Baltimore zurück, um Sid und Betsy für einige Tage zu besuchen.

Auf der Fahrt zum Flughafen am 21. Juli hatte ich beabsichtigt, an der Reiseagentur anzuhalten, um mein Visum und die Intourist-Gutscheine abzuholen. An jenem Vormittag benötigte ich 1570 Dollar für meinen 25- tägigen Aufenthalt in der UdSSR. Am 19. Juli war noch kein Geld eingetroffen. Doch ich wußte, daß Gott dafür sorgen würde, wenn Er mich auf die Reise schicken wollte. Für mich würde die Vorsorge eine weitere Bestätigung Seines Willens darstellen. Am letzten Morgen kam dann der restliche Betrag.

Daher hielten Sid und Betsy auf dem Weg zum Flughafen an der Reiseagentur an. Diesmal half mir eine Dame, da Robert Urlaub hatte. Sie sagte mir, daß sich die russische Botschaft am Morgen geweigert hatte, mein Visum herauszugeben. Sie hatte dort dreimal angerufen und jedesmal hatte man ihr mitgeteilt, daß ich die Papiere erst im September benötigte und sie sich darum weigerten, die Dokumente zu so einem frühen Zeitpunkt freizugeben. Die russische Botschaft schloß um 12 Uhr 30 ihre Pforten. Die Dame wußte, daß ich, wie vereinbart, gegen 13 Uhr in ihr Büro kommen und erwarten würde, daß alles bereitlag. Daher war sie beharrlich geblieben und schließlich war es ihr um 12 Uhr gelungen, mit einem Beamten zu sprechen, und gegen 12 Uhr 30 kamen alle meine Papiere in ihr Büro!

Sid und Betsy fuhren mich zum Flughafen. Dort nahm ich eine Maschine nach Minneapolis, um meine Schwester und ihren Mann für drei Tage zu besuchen. Danach flog ich nach Honolulu, um mich während der drei Tage dort in Stille und im Gebet auf die fünfwöchige Vortragsreise durch Neuseeland vorzubereiten. Die Tatsache, daß der Herr mir diese Ruhetage im voraus gab, machte mich sehr argwöhnisch — die vor mir liegende Zeit schien wohl recht arbeitsreich zu werden.

Neuseeland ist ein schönes Land. Ich war von dem Empfang, den man mir bereitete, und dem überall in bezug auf Israel gezeigten Interesse überwältigt. Mein Terminkalender war, wie ich vermutet hatte, sehr voll. Für jeden Tag der fünf Wochen waren ein, zwei oder drei Versammlungen angesetzt.

An einem Sonntag sprach ich fünfmal! Dabei waren die Zeitungs-,Radio- und Fernsehinterviews, sowie die vielen Reisen von Ort zu Ort nicht mitgerechnet.

Die Reise mit den Versammlungen fand in Christchurch auf der Südinsel ihren Höhepunkt. Dort war ich als eine Hauptsprecherin zum „Nationalen Konvent der Aglow Frauen" eingeladen.

Inzwischen war ich vom wochenlangen Reisen und den vielen Versammlungen erschöpft. Ich hatte mich auf seltsame Weise darauf eingerichtet, mit der Würde aufzutreten, die einer Sprecherin beim Nationalen Konvent entsprach.

Der Herr erinnerte mich sofort daran, daß Er für die Gelegenheit gesorgt hatte, daß ich Seinen Absichten zufolge zu so vielen neuseeländischen Frauen sprechen konnte. Das hatte überhaupt nichts mit meinen persönlichen Verdiensten oder dem Mangel an solchen zu tun!

Doch meine dickköpfige Entschlossenheit führte zu einigen ausgelassenen Unterweisungen in der Demut!

An einem Abend im windigen Wellington nahm der israelische Botschafter Jakob Morris einer Einladung folgend an einer der Versammlungen teil. An jenem Abend sprach ich besonders gegen die unglaubliche anti-israelische Propaganda, die der Krieg im Libanon international ausgelöst hatte. Außerdem sprach ich über die Juden in der Sowjetunion.

Nach der Versammlung sagte Herr Morris zu mir: „Warum habe ich nicht früher erfahren, daß Sie hier sind?"

„Nun," antwortete ich, „erinnern Sie Sich an unsere Begegnung, die zwei Jahre zurückliegt?"

Er lachte und sagte: „Es ist schwer, Sie zu vergessen!"

„Und erinnern Sie Sich an den Brief, den ich dann schrieb?"

Er nickte bejahend. „Nun, danach war ich zu feige anzurufen!"

Wir lachten beide, und dann erwiderte er: „Ich versichere Ihnen, daß ich mich besonders angestrengt habe, heute abend hier zu sein!"

Wir sprachen eine Zeitlang miteinander, und ich freute mich über das Wiedersehen. Sich mit ihm zu unterhalten und zu lachen, ließ mich erkennen, wie sehr ich Israel und den israelischen Sinn für Humor vermißte. Doch das gute, alte Israel befand sich ganz auf der anderen Seite der Erde!

Später besuchte eine Freundin eine jüdische Versammlung in der Stadt, und Herr Morris hielt die Hauptansprache. Sie schrieb mir den folgenden Bericht:

> *„In seiner Rede sprach Herr Morris zu den anwesenden Juden über seine Begegnung mit Dir! Er sagte: 'Meine Damen und Herren, Sie werden mir wahrscheinlich nicht glauben, aber in der letzten Woche hörte ich eine jüdische*

Gläubige aus Jerusalem zu einer Gruppe von Christen in Wellington sprechen. Als sie über Israel und die sowjetischen Juden sprach, sagte sie genau das, was ich auch gesagt hätte. . .'"

Für mich sind solche Dinge Belohnungen für das Reisen.

Als ich anfangs bekanntgab, daß ich für Versammlungen in Neuseeland zur Verfügung stehen würde, hatte ich meinen Gastgebern mitgeteilt, daß ich zu vielen Aufträgen bereit wäre, solange ich jede Woche einen oder zwei Tage für mich selbst in einem Hotel haben würde, um auszuruhen, zu beten und den Herrn zu suchen. Die Hotelkosten würde ich selbst tragen. Persönlich empfinde ich die Belastungen durch das Reisen sehr anstrengend, in erster Linie aufgrund des ständigen Kontaktes mit anderen Menschen. Von Natur aus bin ich recht zurückgezogen, und bei jeder neuen Begegnung muß ich mich ganz von der Liebe und der Weisheit des Herrn abhängig machen. Ich habe festgestellt, daß ich Ihm nach etwas Vorbereitungszeit der Stille und des Hörens normalerweise schnell wieder dienen kann. Für mich ist die Zeit allein mit dem Herrn die allerwichtigste Zeit, denn ich bin mir der Tatsache sehr wohl bewußt, daß nur der Herr mich vorbereiten und ausrüsten kann, Seine Botschaft und Seine Liebe zu Seinem Volk zu bringen! (Wenn wir als Seine Gefäße leer werden, leisten wir allen einen schlechten Dienst, indem wir aus unserer eigenen Kraft weitermachen!).

Diese Notwendigkeit, vom Herrn neu gefüllt und erfrischt zu werden, wurde mir beim Lesen der Biographie von Georg Müller deutlich. Obwohl er Gott gegenüber für die Betreuung von Zehntausenden von Waisenkindern verantwortlich war, wünschte er ausschließlich in Hotels zu wohnen, wenn er irgendwo als Redner eingeladen war. Er bestand darauf, weil er die Zeit der Stille benötigte, um den Herrn zu finden! Wie oft habe ich mir den gleichen Mut gewünscht! Die Menschen in allen Heimen, die ich in vielen Ländern besucht habe, sind immer sehr nett zu mir gewesen. Doch der ständige Aufenthalt im Hause anderer Menschen bringt zusätzliche Belastungen mit sich, denn man muß sich unterhalten, von sich erzählen, sich auf die verschiedenen Orte und Lebensgewohnheiten einstellen — und das immer wieder neu.

Die Angelegenheit führt nur zu Konflikten, weil sehr wenige Gottesmenschen die große Bedeutung des Hörens auf den Herrn und des Zurückziehens, um in Seiner Gegenwart zu ruhen, verstehen oder zu schätzen wissen. Sie scheinen es statt dessen als eine finanzielle Extravaganz zu betrachten.

Das geschah in Neuseeland! Bei meinem ersten Blick auf die geplanten Veranstaltungen verlor ich fast den Mut, als ich erkannte, daß im Laufe der fünf Wochen dort nur zwei Ruhetage vorgesehen waren! Sogar diese beiden Tage sollte ich mich in der Wohnung von anderen Leuten aufhalten und mich dort ausruhen. Als der Zeitpunkt für die freien Tage schließlich kam, lag ein ganzer Monat des Reisens und des Sprechens hinter mir. Ich benötigte dringend die Zeit allein mit dem Herrn. Ich erkannte, daß ich nicht die Belastung durch ein weiteres Heim auf mich nehmen konnte, sondern daß ich mich ganz in die Stille mit dem Herrn zurückziehen mußte. Darum bestand ich darauf, in ein Hotel gebracht zu werden, wo ich ungebunden war und zum Herrn beten konnte, ohne den Zeitplan anderer zu stören. Dies bedeutete mir alles. Doch ich fand niemanden, der die große Bedeutung dessen anerkannte. Ich möchte wissen warum?

Die Zeit allein mit dem Herrn sollten die wichtigsten Augenblicke unseres Lebens sein, und nicht die unwichtigsten. Bei meinen Reisen sehne ich mich oft nach der Erfrischung

eines Sabbats in Jerusalem, wenn die ganze Stadt dem Herrn gehorcht und ruht. Gott Selbst ruhte nach Erschaffung der Erde.

Für mich war dies der einzige dunkle Fleck in den sonst wunderbaren fünf Wochen in Neuseeland. Ich liebe die Neuseeländer mit ihrer Offenheit und herzlichen Gastfreundschaft. Es war ein Privilegium, so vielen von ihnen auf vielerlei Weise die Liebe des Herrn bringen zu dürfen.

Nach so vielen arbeitsreichen Wochen unternahm ich den langen Flug von Auckland auf der Nordinsel nach Singapur und dann weiter nach Kuala Lumpur, Malaysia. Die meisten arabischen und osteuropäischen Länder (mit Ausnahme Rumäniens) verweigern Israelis die Einreise. Daher war es ein merkwürdiges Gefühl, mich als Israeli (mit einem amerikanischen Paß) zum ersten Mal in einem moslemischen Land aufzuhalten. Den größten Schock bekam ich beim Kauf von Briefmarken am Postschalter. Die Briefmarken zeigten ein Bild der Moschee in Jerusalem, und der Text dazu lautete: „Für die Befreiung Palästinas". Natürlich war damit die Befreiung Palästinas von uns, den Juden, gemeint!

Es erinnerte mich auf grimmigste Weise an die vereinigte arabische Front zur Zerstörung Israels. Wie würden wir bei der Anwesenheit solch starker Gegner bestehen, wenn Gott nicht auf unserer Seite wäre?

Ich verbrachte einige Tage der Stille und des Ausruhens in Kuala Lumpur. Danach wurde ich von den Christen in der Stadt herzlich begrüßt. An einem Vormittag sprach ich zu einer großen christlichen Versammlung. Anschließend gestanden mir viele Gläubige ihre tiefe Liebe für Israel und das jüdische Volk. „Da dies eigentlich ein moslemisches Land ist," erzählten sie mir, „ist das Leben vieler von uns bedroht worden, weil wir weiterhin für Israel beten. Doch in Jesus sind wir eins mit Euch, egal unter welchem Risiko! Wir haben auch sehr gegen den Besuch Arafats in unserem Land gebetet."

Ihre Worte waren so mutig, und ich weiß, daß viele von uns der gleichen Entscheidung gegenüberstehen, wenn die Zeiten schwieriger werden und uns das Zusammenstehen mit Israel vielleicht alles kosten kann.

Am 10. September 1982 flog ich nach Kuching, Ost-Malaysia, (früher Borneo). Bei meiner Ankunft herrschte eine Temperatur von midestens 35 Grad Celsius und eine schwere, drückende Atmosphäre aufgrund der Vulkantätigkeit in Indonesien.

Der Flugplatz war sehr klein, und ich war froh, die lächelnden Gesichter von Peter Abas und seinen befreundeten Seminaristen zu sehen, die auf mich warteten, als ich aus dem Flugzeug stieg. Nachdem sie mich in einem kleinen Hotel untergebracht hatten, machten wir eine Rundfahrt durch Kuching, leider auch zu einem Turm voller Schädel - zur Begrüßung im „Lande der Kopfjäger". Wir fuhren auch mit einem Flußboot über einen trübe strömenden Fluß, um einen Freund bei der Polizeitruppe zu besuchen. Zusammen mit seiner Familie tranken wir in dem auf Pfählen stehenden Haus Kaffee. Dann besichtigten wir das Gelände der Polizei. Am Abend luden sie mich zu einem traditionellen malaiischen Essen ein.

Am nächsten Tag sprach ich zu den Theologiestudenten in ihren Unterrichtsräumen am Seminar, nachdem ich den Priestern und Lehrern vorgestellt worden war. Es bereitete mir große Freude, dort mit ihnen zusammenzusein. Ich werde mich immer an die langen Tische und die Reisschüsseln im Speisesaal erinnern. Später sprach ich zu einer kleinen Gruppe der Katholischen Erneuerung. An beiden Orten fand ich eine Liebe für Israel und ein Verständnis von der Rolle des jüdischen Volkes im Heilsplan Gottes. Sogar in jenem abgelegenen, fernen Land war der Heilige Geist kräftig am Wirken!

Nach ihrer Ordination beabsichtigten die meisten der Studenten mit dem Evangelium zu ihren eigenen Stämmen zurückzukehren. Die Begegnung mit ihnen war ein herzerwärmendes Erlebnis.

Ich kehrte wieder nach Kuala Lumpur zurück. Am 15. September fuhr ich zum Flughafen in Kuala Lumpur, um nach Bangkok zu fliegen. Die Angestellte am Schalter der Fluglinie sagte mir sofort, daß sie keine Unterlagen für meine Buchung hatte und der von mir gewünschte Flug ausgebucht zu sein schien.

„Aber was soll ich machen, wenn ich diesen Flug nicht bekomme?" fragte ich sie.

Sie zuckte nur mit den Achseln, während ich mir ausmalte, den Rest meines Lebens im Flughafen von Kuala Lumpur zu verbringen. Nach einem Gespräch mit einem Kollegen, schlug sie schließlich vor, daß ich warten sollte, bis die Fluggäste des Fluges abgefertigt waren. Dann würde man sehen, ob möglicherweise noch ein Platz frei war. „Die Abflugzeit ist um zwei Stunden verschoben worden", fügte sie nachträglich hinzu. Es würde also ein langes Warten geben.

„Nun, Herr, es liegt ganz in Deinen Händen", sagte ich und ging in eine kleine, geschäftigte Cafeteria, um etwas Kaltes zu trinken. Der junge Mann an meinem Tisch fing eine Unterhaltung mit mir an. Er war Buddhist, doch das Sehnen im Herzen der Menschen nach der Wahrheit über Gott ist universal. So bekannte er, daß er seit vielen Jahren nach der Wahrheit über Gott suchte, da er in der Religion seiner Eltern keine Antwort gefunden hatte. „Ich fuhr sogar nach Rom, um Christen dort zu fragen, doch niemand konnte mir die richtigen Antworten geben", vertraute er mir an.

Ich erklärte ihm, daß wahres Christentum mehr beinhaltet als eine Religion, es sei eine persönliche Beziehung zu Jesus, dem einzigen Retter der Welt. Dann erzählte ich ihm vom Heilsplan Gottes, bezeugte ihm die Wirklichkeit der Liebe Gottes für ihn, und daß Gott ihm diese Liebe durch Jesus offenbaren würde, wenn er sein Leben in die Hände des Herrn legte. Ich gab ihm die Adresse meiner gläubigen Freunde in Malaysia und auch ein Neues Testament, das mir gerade jemand geschenkt hatte. Augenblicklich fing er an darin zu lesen. Mit einem Lächeln verließ ich ihn und ging zurück zum Schalter der Fluggesellschaft. Es gab weiterhin keinen freien Platz für den Flug nach Bangkok.

Aus verschiedenen Gründen hatte ich einen ungewöhnlichen Flugschein, und ich wußte, daß eine „Strandung" in Malaysia durchaus möglich war, wenn ich diesen Flug nicht erreichen würde. Aber es gab keine andere Wahl als geduldig zu warten, zu beten und zu sehen, was der Herr tun würde. Dann, nur 15 Minuten bevor sich die Türen der Maschine schließen sollten, trat eine junge Frau an den Schalter. „Ich habe einige Anrufe getätigt," sagte sie, „es gibt eine bessere Verbindung zu meinem Zielort. Darum möchte ich diesen Flug abbestellen und statt dessen über Singapur fliegen." Einige Minuten später sagte man mir, ich solle so schnell wie möglich zum Flugsteig laufen. Kurz vor dem Start der Maschine schloß ich dankbar meinen Sicherheitsgurt. Der Herr hatte wieder geholfen!

Nach meiner Ankunft in Bangkok verbrachte ich vier ereignislose Stunden auf dem Flughafen und wartete auf den Nachtflug nach Zürich. Wir kamen am nächsten Morgen bei dichtem Nebel nach Zürich. Es war der Tag meines Weiterfluges nach Moskau. Die Maschine setzte zur Landung in Zürich an, aber kurz bevor die Räder den Boden berührten, drehte sie plötzlich ab und kreiste dann über der Stadt. Schließlich meldete sich der Pilot über die Lautsprecheranlage. „Ich nehme an, Sie wundern sich, was los ist!" sagte er mit einem galanten Anflug von Humor. Dann erklärte er, daß der Autopilot nicht richtig funktionierte, sie aber in einigen Minuten einen weiteren Landeversuch unternehmen würden. Die Maschine näherte sich der Landebahn ein zweites Mal, doch wie zuvor drehte

die Maschine kurz vor der Landung scharf ab und wir kreisten wieder. Nach einer Weile gab der Flugkapitän bekannt, daß wir nach Basel fliegen müßten und dort eine Landung versuchen würden. Zugegeben, das Wort „versuchen" war nicht sehr trostreich, doch als wir den Flughafen Basel erreichten, konnten wir ohne Schwierigkeiten landen.

Wir mußten fast eine Stunde lang im Flugzeug warten, bis wir von Bord gehen konnten. Schließlich wurden wir zu wartenden Bussen geführt, die uns durch den dichten Nebel nach Zürich fuhren. Aufgrund der ungünstigen Witterungsbedingungen dauerte die Fahrt fast zwei Stunden. Schließlich kam ich auf dem Flughafen Zürich an. Mir blieb vor meinem Flug nach Moskau nur noch eine Stunde Zeit. Ich wußte, es würde meine letzte Stunde in der „freien Welt" sein, und ich sehnte mich nach einem Gespräch mit Freunden. Darum gab ich schnell mein Gepäck für den Flug nach Moskau auf und eilte zu den Telefonen. Zuerst versuchte ich Sid und Betsy in Jerusalem anzurufen, doch sie waren nicht zuhause. Dann rief ich Jenny und Wolfgang in Norwegen an, erreichte aber nur Wolfgangs Mutter. Sie spricht nur deutsch, daher gab ich ihr nur meinen Namen und verabschiedete mich. Inzwischen war es an der Zeit, mich zur Maschine nach Moskau zu begeben.

Das Flugzeug sollte in Warschau zwischenlanden. Insgesamt befanden sich nur fünf Personen an Bord. Es vermittelte bereits etwas von der Atmosphäre Osteuropas. Nach einer schlaflosen Nacht und einem recht ungewöhnlichen Vormittag fühlte ich mich sehr verdrießlich. Dann wurde bekannt gegeben, daß auch diese Maschine eine Stunde verspätet abfliegen würde! Ich machte es mir so bequem wie möglich und versuchte, mich in ein Buch zu vertiefen, doch fragte ich mich, was wohl vor mir lag. Ich fühlte mich sehr allein.

Nach einer Weile sprach mich die Stewardeß an. „Sind Sie Frau Dorflinger?" fragte sie. „Ja," antwortete ich. „Kommen Sie bitte mit", sagte sie, „der Pilot hat eine Nachricht für Sie."

Nach dieser Aufforderung wußte ich nicht, was ich erwarten sollte. Wieso hatte der Pilot eine Nachricht für *mich*? „Vielleicht ist mir das Visum für Rußland entzogen worden," dachte ich, als ich ihr in die Pilotenkabine folgte.

Der Pilot lächelte. „Sie sind Frau Dorflinger?" fragte er. Ich nickte. „Nun, dies kam gerade über Funk für Sie. Verstehen Sie das?" fragte er, als er mir einen Zettel reichte. Darauf stand:

„Wir lieben Dich. Jenny und Wolfgang aus Norwegen."

Ich sagte: „Ja, ich verstehe es", als mir Tränen in die Augen traten. Ich war so glücklich und erstaunt. Der Flughafen Zürich ist sehr groß und verzweigt, doch irgendwie kam diese einfache Liebesbotschaft durch.

„Wie haben sie das bloß geschafft?" fragte ich mich immer wieder. Ich erkannte anhand des Grußes, daß ich nicht allein war, sondern viele Menschen für mich beteten. In dem Augenblick fühlte ich mich eng mit ihnen verbunden. Irgendwie schenkte es mir das Vertrauen, daß alles in Ordnung war.

Zwei Fluggäste verließen das Flugzeug in Warschau, und darum stiegen wir auf dem Flughafen in Moskau nur zu dritt aus. Ebenso wie bei den früheren Reisen forderten die Zollbeamten mich auf, meine Koffer zu öffnen und wiederum begann die Durchsuchung.

Ich hatte viele Davidsterne dabei, die ich den Juden schenken wollte und viele Kreuze aus Olivenholz für die Leute in der Kirche. Außerdem hatte ich hebräische Lehrbücher und viele Kassetten mit israelischer Musik dabei. Ich hatte Bilder von Jerusalem zum

Verschenken, einige Adressen und vier Bibeln. Die Zollbeamten nahmen alles ihnen Verdächtige und legten die Dinge zur Seite. Ein recht ansehnlicher Haufen wurde daraus. Die Kassetten erschienen ihnen besonders verdächtig. „Musik!" sagte ich voller Hoffnung, aber nach einigen Minuten nahmen sie die Kassetten mit, um sie sich anzuhören. Glücklicherweise hörten sie nur so lange zu, bis sie herausfanden, daß es Musik war, aber nicht lange genug, um zu entdecken, daß die Musik aus Israel stammte!

Schließlich gaben sie mir alles bis auf die vier Bibeln zurück. (Sie fanden die Schmuckstücke und die Adressen nicht.) Ich lächelte, weil der Herr mir vor langem gesagt hatte, daß es nicht meine Aufgabe sei, Bibeln zu schmuggeln. Trotzdem sollte ich einige mitnehmen, und an jenem Tag verstand ich endlich Seine Weisheit darin.

Die Bibeln hatten die KGB-Agenten zufriedengestellt, weil sie etwas gefunden hatten. Daher kamen all die anderen Dinge, die ich zur Ermutigung der Juden mitbrachte, ohne Schwierigkeiten durch!

Schließlich durfte ich die Koffer wieder zumachen und ging dann zum Intouristschalter, um mich ins Hotel bringen zu lassen.

Als ich bei der Autofahrt durch die Stadt hinausblickte, konnte ich kaum glauben, daß ich mich wieder in Moskau befand!

Am nächsten Vormittag, nach einer Nacht notwendigen Ausruhens, unternahm ich einen Spaziergang zum Roten Platz, der nur einen Straßenzug von meinem Hotel entfernt lag. Ich besuchte auch das berühmte Kaufhaus GUM, in dem es viele kleinere Geschäfte gibt. Für den Besuch der Synagoge am folgenden Morgen wiederholte ich auch die U-Bahnfahrt dorthin.

Am Samstagmorgen, dem ersten Tag von Rosh Hashanah, verließ ich das Hotel und nahm die U-Bahn zur Moskauer Synagoge. Ich ging zur Galerie der Frauen, und als ich das wunderschöne Singen der Vorsänger hörte, war ich tief bewegt. Fast sofort erkannten mich die Frauen wieder, die ich im Vorjahr getroffen hatte. Sie begrüßten mich sehr herzlich und behandelten mich wie einen Ehrengast, indem sie mich in die erste Reihe schoben. Dort stellten sie mich der Tochter des Rabbiners von Moskau vor. Dann verschenkte ich einige Davidsterne, die ich aus Jerusalem mitgebracht hatte. Viele Frauen weinten, als sie solch ein klares Symbol des in ihrem Herzen erwachenden und wachsenden Judaismus erhielten.

Ich sah eine Freundin vom letzten Jahr, eine ältere Jüdin mit dem Namen Miriam. Sie weinte, als sie mich sah und sagte, sie hätte gebetet (!), daß ich wieder dort sein würde, und im Vertrauen darauf, hatte sie an jenem Tag sogar einige Geschenke für mich mitgebracht. Sie hatte jedoch große Angst vor dem KGB, und sie bat mich darum, ihr zu den Toiletten zu folgen. Nur dort fühlte sie sich so sicher, daß sie mir die Geschenke gab.

Am Abend kehrte ich zur Synagoge zurück. Wie schon im Vorjahr drängten sich Hunderte von jungen Menschen auf der Straße.

Sie sangen die Lieder Israels und tanzten die Hora. Wiederum erinnerten sich viele vom Jahr zuvor an mich. Ich konnte sie damit ermutigen, daß Gott ihnen allen bald die Tür zur Rückkehr nach Israel öffnen würde. Viele erwiderten: „Wir können hoffen."

HATIKVA — DIE HOFFNUNG
(Israelische Nationalhymne)

Solange im Herzen darinnen
ein jüdisches Fühlen noch taut,
solang gen Südost zu den Zinnen
von Zion ein Auge noch schaut,
solang lebt die Hoffnung auf Erden,
die uns 2000 Jahre verband,
daß ein Freivolk wir wieder werden
in Zions, Jerusalems Land.

Aber es ist ein ganz besonderes Geschenk, in einer unmöglich erscheinenden Situation Hoffnung zu haben; es zeigt das Wirken Gottes in ihren Herzen.

Gegen 22 Uhr kam die Polizei, um die singende Menge zu vertreiben. Zwei der jungen Männer, die das Singen geleitet hatten, begleiteten mich bis in die Nähe des Hotels. Sie sahen sehr israelisch aus und sprachen ein besseres Hebräisch als ich.

„Ihr gehört nach Israel, nicht hierher!" sagte ich zu ihnen. Sie lächelten traurig und nickten zustimmend.

Auf diesem Spaziergang erzählte ich ihnen vom Zweck meines Besuches in der UdSSR. Ich zitierte die Schriftstellen aus Jeremia und berichtete auch von all den Vorbereitungen, die überall in Europa getroffen wurden, um den Juden auf ihrem Weg nach Israel zu helfen, wenn der Herr ihnen die Tür zum Verlassen der Sowjetunion geöffnet hat. Sie waren interessiert und erstaunt. Als wir durch eine ziemlich dunkle Straße gingen, hielt plötzlich ein Auto neben uns. Es war mit sowjetischen Armeeoffizieren besetzt. Wir drei unterbrachen unsere Unterhaltung, setzten aber unseren Weg fort. Die Autotür wurde aufgerissen und ein Offizier sprang heraus — aber er hatte es nicht auf uns abgesehen, sondern er wollte nur zur Telefonzelle an der Ecke! Es war falscher Alarm, doch handelte es sich um eine Spannung, mit der diese jungen Zionisten die ganze Zeit leben müssen.

Aber auch als Besucher bin ich mir immer der Gefahren bewußt.

Ich bot ihnen ein hebräisches Lehrbuch aus Israel an, da sie beide Hebräischlehrer waren, und auch einige israelische Musikkassetten. Darum warteten sie in der Nähe der U-Bahn-Station auf mich, während ich in mein Hotelzimmer zurückkehrte, um die Dinge zu holen. Mein Zimmer befand sich diesmal direkt neben dem Pult der Schlüsselfrau. Daher mußte ich darum beten, daß meine Ankunft im Hotel zu so später Stunde nicht ihr Mißtrauen erregen würde, zumal ich dann wieder fortging. Ich grüßte sie beim Betreten meines Zimmers, holte schnell die Bücher und Kassetten heraus und ging zurück zu meinen wartenden Freunden. Wir spazierten die Straße hinunter, und ich gab ihnen die Dinge. Wieder mußte ich beten, daß uns niemand auf der Straße melden würde. Zuletzt bestand bei meiner Rückkehr ins Hotel eine Gefahr, denn am Eingang befindet sich immer eine Aufsicht. Doch alles geschah nach Seinen Plänen, und ich ging in jener Nacht mit einem sehr erfüllten Herzen zu Bett.

Ich möchte nicht all die denkbaren Gefahren wiederholen, indem ich jeden Vorfall erwähne. Ich meine aber, daß es wichtig ist, eine Vorstellung von derNotwendigkeit der Fürbitte auf diesen Reisen zu geben- nicht nur aufgrund der großen Segnungen, sondern auch für den Schutz in den kleinen, täglichen Angelegenheiten. Allen, die dieses Buch

lesen, und die mich auf diesen Reisen nach Osteuropa im Gebet unterstützt haben, möchte ich bei dieser Gelegenheit vielmals danken!

Ich würde es nicht wagen, ohne diese Hilfe zu reisen.

Am nächsten Morgen ging ich zum dritten Mal in die Synagoge und verschenkte weitere Davidsterne. Ich war so bewegt, als ich ihre Freude über den Erhalt des Symbols ihrer Hoffnung sah. Oh, wie viel nehmen wir als selbstverständlich hin!

Am Abend unternahm ich die lange U-Bahnfahrt zur Wohnung von Victor Brailowsky. Als ich mich dem inzwischen bekannten Wohngebäude näherte, schlug mein Herz vor Erwartung schneller. Wie sehr hoffte ich, jemanden zuhause anzutreffen!

Irinas Mutter öffnete auf mein Klopfen, und Irina stand direkt hinter ihr. Leonid und Dahlia waren auch zuhause. Ich war so begeistert darüber, wieder mit ihnen zusammen zu sein! Ich gab ihnen die Geschenke, die ich aus Israel mitgebracht hatte und auch die Fotos von Victors Familie in Naharia. Dann setzten Irina, Leonid und ich uns, um miteinander zu sprechen.

Mir lag sehr viel daran, Neues von Victor zu hören, der inzwischen schon ein Jahr im Exil am Kaspischen Meer weilte. Irina und die kleine Dahlia hatten ihn Ende August besucht. Irina war sehr besorgt, weil sich sein Gesundheitszustand verschlechtert hatte. Das Klima war im Sommer sehr heiß und drückend — 45 Grad Celsius — wochenlang, ohne Unterbrechung. Diese Situation führte zusammen mit Victors Leberleiden zur Verschlechterung seines Gesundheitszustandes.

Wir unterhielten uns ziemlich lange, bis Irinas Mutter uns zum Abendessen in die Küche rief. Wir saßen zusammen am Küchentisch; es ist mein Lieblingsplatz, denn von den Besuchen dort habe ich viele schöne Erinnerungen! Beim Essen erzählte ich ihnen eine Geschichte, die Ministerpräsident Begin bei einem Staatsessen zu seinen Ehren in Washington D.C. vortrug. Der gesamte Abend wurde im israelischen Fernsehen übertragen.

Präsident Reagan eröffnete die Zusammenkunft, indem er einige unschöne „Bibelgeschichten" zum Besten gab, aber nicht bedachte, daß sie Herrn Begin kränken könnten. Dann sollte Ministerpräsident Begin sprechen, und dies ist seine nicht ernst gemeinte Geschichte, die er erzählte:

„Ich möchte mich schon im voraus für den Chauvinismus dieser Geschichte entschuldigen!

Vor einiger Zeit wurde ich in Präsident Reagans Büro eingeladen. Dort bemerkte ich drei Telefone auf seinem Schreibtisch, ein rotes, ein weißes und ein blaues.

'Wofür gebrauchen Sie die?' fragte ich ihn.

'Das rote ist unsere direkte Linie nach Moskau, das blaue ist zu Frau Thatcher,' erwiderte Reagan.

'Und was ist mit dem weißen?" fragte ich.

'Oh, das ist unsere Linie zu Gott.'

'Benutzen Sie es oft?' fragte ich.

'Oh, nein,' antwortete Reagan hastig, 'es ist ein teures Ferngespräch, wissen Sie, und wir müssen versuchen, Kosten zu sparen. Wir gebrauchen es fast nie.'

Dann besuchte Präsident Reagan mich in Jerusalem, unserer ewigen Hauptstadt. (Als wir diese Aussage bei der Fernsehübertragung in Jerusalem

hörten, wurde sie mit wildem Beifall begrüßt, denn sie wurde mit Begins großem Mut gemacht. Weder die Vereinigten Staaten, noch die meisten anderen Länder der Erde wollen Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkennen!) Der Präsident bemerkte, daß auch ich drei Telefone auf meinem Schreibtisch habe, ein rotes, ein blaues und ein weißes.

'Und wofür sind Ihre Telefone?" fragte er mich.

Ich antwortete ihm, daß das rote mich mit Sadat verband, (er lebte noch, als die Geschichte erzählt wurde); und das blaue sei die Linie zu Mitterand (das war ein Stich, weil Frankreich so anti-israelisch war).

'Und das weiße?' fragte Reagan.

'Oh, das ist unsere direkte Linie zu Gott!'

'Benutzen Sie es häufig?' wollte Reagan wissen.

'Natürlich!' antwortete ich ihm. 'Die ganze Zeit! Hier in Jerusalem ist das ein Ortsgespräch!'"

Lieber Herr Begin, danke, daß Sie so phantastisch sind!

An jenem Abend erzählte ich auch, daß ich von den Vorbereitungen erfahren hatte, die von wahren Gläubigen überall in Europa getroffen wurden, um den sowjetischen Juden auf ihrem Exodus nach Hause zu helfen. Über diese Neuigkeit waren sie erstaunt!

Kurz bevor ich mich verabschiedete, vereinbarte ich mit ihnen, sie am nächsten Abend wieder zu besuchen. Ich wollte in den Geschäften für Touristen so viele Lebensmittel wie möglich einkaufen, damit Irina sie dann Victor ins Exil bringen konnte. In jenen Geschäften wurden viele Lebensmittel angeboten, die den gewöhnlichen Russen nicht zugänglich sind.

Am nächsten Morgen fand ich das Lebensmittelgeschäft und besorgte so viele Lebensmittel, wie ich nur tragen konnte. Ich kaufte auch einen schönen, warmen Pelzmantel für Dahlia, der ein Geschenk von ihren Großeltern aus Israel sein sollte. Die Lebensmittel kosteten weit mehr, als ich erwartet hatte, und meine Finanzreserven für den Rest der Reise standen recht tief.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Herr für mich in der Sowjetunion sorgen würde. Daher wollte ich in den kommenden Tagen einfach einige Mahlzeiten auslassen.

Während der Taxifahrt zum Hotel mit meinen vollen Einkaufstaschen fing ich an, mir Sorgen zu machen. Mit den Taschen voller Sachen für Touristen im Hotel anzukommen, war nicht verdächtig. Doch ich wußte, daß ich am Abend das Hotel wieder mit vollen Taschen verlassen und mit nichts zurückkommen würde. Das würde sofort den Verdacht der ständig aufmerksamen Empfangsdamen erregen. Ebenso hatte ich keine Ahnung, wie ich die schweren Taschen auf der langen U-Bahnfahrt und dann den langen Weg zur Wohnung der Brailowskys tragen sollte. Ich konnte die ganze Situation nur in die Hände des Herrn legen und aufs Beste hoffen.

Bei meiner Ankunft im Hotel holte ich an der Rezeption meinen Schlüssel ab und ging dann zu den Fahrstühlen. In dem Augenblick öffnete sich eine Fahrstuhltür und Rebecca trat heraus, die Freundin, die mich mit Corrie in Jerusalem besuchte und mir von den Vorbereitungen für den Exodus durch Europa berichtet hatte! Einen Moment stand ich dort im Schock, denn mein Verstand konnte einfach nicht fassen, daß wir nicht auf den freundlichen Straßen Jerusalems aufeinanderstießen, sondern in der Hauptstadt der Sowjetunion, einer Großstadt mit über acht Millionen Menschen!

Rebecca wußte nicht, daß ich zu der Zeit in der UdSSR sein würde, und da sie noch nie zuvor in die Sowjetunion gereist war, hätte ich nie erwartet, sie vor dem Fahrstuhl meines Hotels in Moskau stehen zu sehen!

Als ich mich von meinem ersten Schock erholt hatte, umarmten wir einander fest. Wir waren uns der besonderen Wahl des Zeitpunktes durch den Herrn wohl bewußt, der uns auf diese Weise zusammengeführt hatte.

„Komm mit in mein Zimmer!" bot ich ihr an und wußte nicht recht, was ich sonst sagen sollte. Als wir die Tür geschlossen und uns nochmals begrüßt hatten, schrieb ich auf einen Zettel: „Möchtest Du heute abend mit mir die Familie von Victor Brailowsky besuchen?"

Ihr kamen sofort Freudentränen, denn sie hatte viele Stunden in der Fürbitte für Victor und seine Familie verbracht. „Würdest Du mit mir einen Spaziergang zum Roten Platz machen?" fragte ich laut, um das ständig zuhörende KGB zufriedenzustellen.

Als wir schließlich die verhältnismäßige Anonymität der Straße erreichten, erklärte ich Rebecca, daß wir auch Taschen mit Lebensmitteln mitnehmen würden. Wir vereinbarten dann, uns um 20 Uhr in meinem Zimmer zu treffen, die Lebensmitteltaschen auf sie und mich zu verteilen und so zusammen zur Wohnung der Brailowskys zu fahren. Auf diese Weise konnten wir zu zweit mein Zimmer verlassen, ohne die Aufmerksamkeit der Rezeptionsdame auf uns zu ziehen.

Als wir schließlich bei Irina eintrafen und ihr die Umstände unserer Begegnung erzählten, teilte sie unsere Freude und Verwunderung. Rebecca konnte an jenem Abend noch weitere Einzelheiten des Berichtes bestätigen, den ich Irina am Vortag über die Vorbereitungen für den Exodus nach Israel mitgeteilt hatte. Irina schien durch die Liebe Rebeccas und die Worte der Hoffnung, die sie vermittelte, recht bewegt.

Irina, deren Gesicht im Licht der Liebe Gottes strahlte, erzählte uns, daß sie und Victor sich der Liebe Gottes in ihrem persönlichen Leben wohl bewußt waren. „Wir wissen, daß viele Dinge geschehen sind, die nur in Gott eine Erklärung finden. Wir haben auch darüber nachgedacht, wie oft wir imstande gewesen sind, anderen Menschen beim Verlassen der Sowjetunion zu helfen, während wir selbst noch nicht ausreisen konnten. Daher glauben wir, daß Gott vielleicht eine bestimmte Absicht hat, weil wir noch immer hier sind!" Das hat Er natürlich! Es war so herrlich zu sehen, wie sich ihr Herz für die Möglichkeiten der Liebe Gottes öffnete. Ich weiß, daß Rebecca und ich diesen Abend niemals vergessen werden.

Am nächsten Morgen reiste Rebecca in einen anderen Teil des Landes, doch durch die wunderbare Führung des Herrn wurden wir in Kiew an den Tagen dort im gleichen Hotel untergebracht! Rebecca hielt sich nur 6 Tage in der Sowjetunion auf. Es ging über unser Begreifen, daß Er es in den sechs Tagen so eingerichtet hatte, daß wir einander nicht nur ein-, sondern zweimal trafen!

Nachdem ich mich von Rebecca verabschiedet hatte, ging ich nochmals in das Lebensmittelgeschäft, um weitere Lebensmittel für Victor einzukaufen. Als ich die Taschen auf die Straße hinausschleppte, traten mir aus Dankbarkeit Tränen in die Augen, weil Gott mich in die Lage versetzt hatte, daß ich Lebensmittel einkaufen und einem wunderbaren Mann wie Victor Brailowsky helfen konnte!

Bei meinem dritten abendlichen Besuch bei den Brailowskys erzählte Irina mir mehr im einzelnen, welche tiefe Sorgen sie sich zu dem Zeitpunkt machte.

„Aus verschiedenen Gründen sieht die Situation zur Zeit für uns ziemlich schlecht aus", sagte sie mir. „Erstens verschlechterte sich Victors Gesundheitszustand nach diesem entsetzlichen Sommer. Der Sommer an

seinem Ort im Exil ist sehr heiß. Dort herrschen Temperaturen bis zu 45 Grad Celsius, und es gibt keine Bäume, keine Gärten — nichts, nur Wüste mit vertrocknetem Gras! Das ist alles. Die Sonne scheint von morgens bis abends und die Atmosphäre ist recht drückend, so daß einem das Atmen sehr schwer fällt. Bei diesem drückenden, trockenen Klima mit heißem Staub gibt es keine frische Luft. Während der anderen Jahreszeiten ist es viel besser. Im Winter, im Frühling und im Herbst ist es mehr oder weniger auszuhalten, doch der Sommer ist furchtbar. Sogar bei unserem Besuch Anfang September war es noch so heiß, daß wir den ganzen Tag bis abends um acht drinnen bleiben mußten. Victor hatte in den beiden Monaten zuvor unter noch schlechteren Bedingungen gelebt. Auch sonst geht es Victor nicht so gut. Nach diesen zwei Monaten— täglich die gleichen harten Verhältnisse — war er recht erschöpft, und es ging ihm schlechter als vorher. Sein Leberleiden verschlimmerte sich und sein Herz wurde auch angegriffen. Er hat jetzt Schlafprobleme. Es ist nicht nur das Klima, es ist auch unmöglich, ihm eine richtige Diät zu geben, denn man erhält nur Konserven. Bei dem extrem heißen Wetter und schlechten Klima trägt der Mangel an frischen und guten Nahrungsmitteln zu seinem schlechten Gesundheitszustand bei.

Ich hatte sehr auf seine Entlassung vor dem Ende der Strafzeit gehofft. Nach sowjetischem Gesetz wäre das möglich und der Antrag auf Entlassung war bereits gestellt worden. Er hat jetzt zwei Drittel seiner Strafzeit verbüßt, und daher wäre es jetzt möglich, ihn zu entlassen — ohne nochmalige Erwägung seines Falles, ohne daß er unschuldig erklärt werden muß, einfach aufgrund seiner guten Führung. Selbstverständlich hat er keine 'Minuspunkte' erhalten — weder von seinen Vorgesetzten bei der Arbeit, noch von der Bürgerwehr im Dorf oder von seinen Nachbarn, da er zu allen ein sehr gutes Verhältnis hat.

Dann verschafften sie ihm plötzlich vor einigen Tagen absichtlich einen Minuspunkt. Auf russisch wird das 'Revagar' genannt. Es ist ein besonderes Papier zur amtlichen Erfassung von kleineren Fehlern bei der Arbeit. Sie sorgten nur für diesen Minuspunkt, um die Möglichkeit für eine vorzeitige Entlassung zu verhindern. Er fragte die örtlichen Behörden nach dem Grund, und sie waren etwas verlegen und wollten sich fast bei ihm entschuldigen. Trotzdem beharrten sie auf dem Vorhandensein dieses Papiers. Daher war es klar, daß sie dazu aufgefordert wurden, solche Unterlagen zu beschaffen, um eine Antragstellung auf vorzeitige Entlassung zu verhindern.

Darum mußte ich meine Hoffnung auf seine frühzeitige Freilassung jetzt aufgeben. Es tut mir sehr leid, da ich Informationen darüber hatte, daß man sich für ihn einsetzte. Deshalb dachte ich, es bestehe wirklich die Möglichkeit für seine Freilassung und dieser furchtbare Sommer würde für ihn der letzte sein. Doch jetzt werden noch weitere anderthalb Jahre bis zum Ende seiner Strafzeit vergehen. Über den schlechten Ausgang dieser Geschichte bin ich recht traurig und ärgerlich, besonders in Anbetracht seiner angegriffenen Gesundheit. Ich bin sehr enttäuscht. Außerdem habe ich weitere Neuigkeiten über meinen Sohn Leonid. Er stellte einen Ausreiseantrag, um das Land ohne uns zu verlassen. Er wurde abgewiesen! Aus besonderen Gründen wurde ihm die Ausreise verweigert! Man sagte ihm, daß er das Land nicht verlassen

könne, weil seine Mutter Zugang zu 'Staatsgeheimnissen' hatte, als sie Professorin an der Moskauer Universität war. Vor vier Jahren überprüfte die Verwaltung der Moskauer Universität meinen Fall und kam zu dem Ergebnis, daß ich nie 'Staatsgeheimnisse' erfahren hätte. Aber jetzt, zehn Jahre nach Verlust meiner Arbeitsstelle, sagt man nicht mir, sondern meinem Sohn, daß sein Antrag abgewiesen wird, weil seine Mutter 'Staatsgeheimnisse' kennt.

Es ist nur ein Zeichen dafür, daß sie unsere Familie weiterhin zurückhalten, uns weiterhin verfolgen und uns irgendwie schikanieren möchten. Ich weiß nicht, was sie uns sonst noch nehmen wollen. Sie halten meinen Mann gefangen; seit zehn Jahren halten sie uns zurück; uns ist es nicht gestattet, als Wissenschaftler zu arbeiten. Ich kann mir nicht vorstellen, was sie sonst noch von uns wollen. Doch die letzten Ereignisse zeigen, — das Mißlingen der vorzeitigen Entlassung meines Mannes und die Ausreiseverweigerung für meinen Sohn — daß unsere Schwierigkeiten noch nicht zu Ende sind, und daß die Behörden bisher nicht beschlossen haben, die Verfolgung unserer Familie einzustellen, sondern irgendwie fortfahren werden. Ich weiß nicht auf welche Weise. . ."

Mir tat das Herz weh, und ich erkannte, daß sie dringend der Fürbitte bedurften. Ich erzählte ihr, daß bereits viele Menschen für sie beteten und ich nach meiner Rückkehr nach Israel dafür sorgen wollte, daß Freunde mehr als zuvor für sie beten würden.

Etwas Wunderbares geschah an jenem Abend! Während wir uns unterhielten, klingelte das Telefon, und es war ein Anruf von Victor aus seinem weit entfernten Exil am Kaspischen Meer! An jenem Abend sprach ich mit ihm und war so froh, daß ich ihm von den vielen Menschen auf der Erde berichten konnte, die ihn liebten und er nicht vergessen war. Dann nahm ich mit dem Kassettenrecorder eine Botschaft von Victor an seine Verwandten in Israel auf!

Als wir uns von der durch seinen Anruf ausgelösten Aufregung beruhigt hatten, setzten wir uns an den Küchentisch. Alle sprachen nacheinander eine Mitteilung auf die Kassette, die ich Victors Verwandten in Israel mitbringen sollte. Es war ein besonderer Abend!

Ich versprach, sie am 10. Oktober wieder zu besuchen, an meinem letzten Abend in der UdSSR.

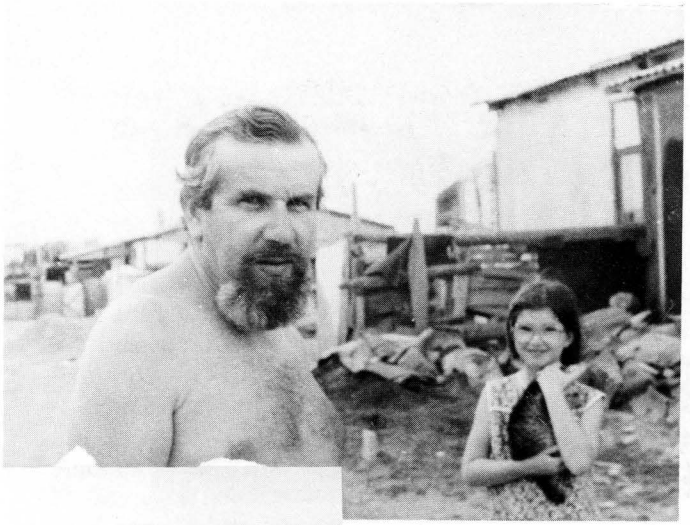
Ich konnte Irina einen sehr warmen Mantel dalassen, den mir eine Freundin in Neuseeland gegeben hatte. Irinas Mantel war so dünn und der Winter in Moskau ist streng. Wie dankbar war ich dem Herrn dafür, daß ich diesen lieben Menschen in Seiner Liebe dienen durfte!

Sie sind vom Herrn geliebt und werden um Seines Namen willen verfolgt.

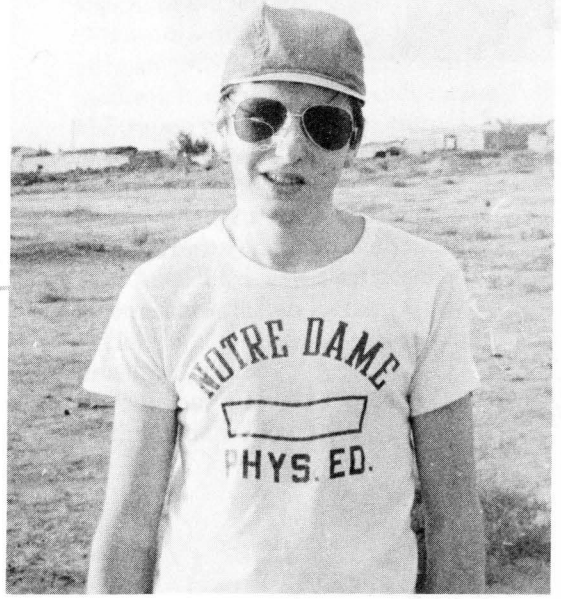
Am nächsten Vormittag kam ich in Kiew an. Dort unternahm ich sofort eine Fahrt mit der U-Bahn und dem Bus, um mich erneut mit dem Weg zur nicht registrierten Kirche vertraut zu machen. Am Abend ruhte ich mich aus und traf mich dann am folgenden Morgen mit Rebecca zum Frühstück, wie wir es bereits in Moskau verabredet hatten. Welch ein Segen war es, im Intourist-Hotel ein bekanntes Gesicht zu sehen!

Am Vormittag machten wir eine Stadtrundfahrt durch Kiew und am Nachmittag erhielten wir eine Führung durch eine Kirchenanlage. Wir folgten der Führerin die vielen Treppenstufen hinunter in die dunklen Katakomben. Wie gut ist es, den Herrn des Lebens zu kennen!

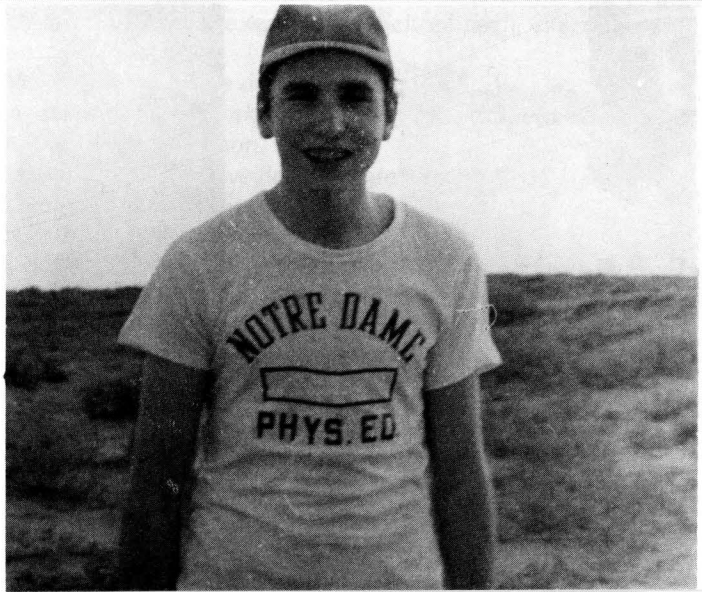
Wir kehrten ins Hotel zurück und hatten gerade genügend Zeit, um eine Tasse Kaffee



Familienportraits der Brailowskys: Irina, Dahlia und Leonid besuchten Viktor in der Verbannung.



Dahlia und Irina vor Viktors „Wohnung".


NOTRE DAME
PHYS. ED.

zu trinken, ehe wir uns auf den Weg zur unregistrierten Kirche machten. Für mich war es eine große Freude, an diesem Abend jemanden mit dabei zu haben!

Als wir von der U-Bahn in den Bus umstiegen und dann den langen Spaziergang zur Kirche unternahmen, wunderte Rebecca sich, wie der Herr mir vor einem Jahr geholfen hatte, diesen Ort zu finden! Gewiß wäre es ohne die souveräne Hilfe des Herrn unmöglich gewesen. Bei unserem Spaziergang sagte ich zu Rebecca, daß ich keine Ahnung hatte, ob der Pastor sich an mich erinnern würde, doch allein die Gemeinschaft mit solch lieben Geschwistern im Herrn würde ein unvergeßliches Erlebnis sein.

Schließlich gelangten wir in den Hof, und ich war so glücklich, wieder dort zu sein. Wir traten ein und gingen auf der einen Seite des Raumes nach vorn. Der Pastor erblickte uns und hieß mich herzlich willkommen. Dann begrüßte er Rebecca und bot uns die Plätze hinter sich an.

Es war wunderbar, ihn wiederzusehen.

Der Gottesdienst bewegte uns sehr. Rebecca und mir standen fast den ganzen Abend Tränen in den Augen. Einige Gebete waren besonders herzzerreißend. Eine Frau in unserer Nähe fing an zu weinen und betete für ihren 23 Jahre alten Sohn, der gerade verhaftet worden war, weil er vor jungen Menschen Christus bezeugt hatte. Fast die gesamte Gemeinde weinte mit ihr. Wie im Jahr zuvor war die Musik so herrlich! Wir konnten sehen, daß sie meinen, was sie von ganzem Herzen singen. Gewiß würde in diesem Lande kein lauwarmer Christ bestehen können. Wir im Westen haben viel von ihnen zu lernen!

Der Pastor lud mich ein, wieder zur Gemeinde zu sprechen, und wie im Vorjahr erfüllte mich ein Gefühl der Unzulänglichkeit. Was konnte ich ihnen wohl sagen? Ihr Glaube war so tief und stark, wie durch Feuer geläutert.

Ich versicherte ihnen, sie wären seit unserer Begegnung vor einem Jahr täglich in meinem Herzen, meinen Gedanken und Gebeten gewesen. Dann erzählte ich ihnen, daß sie von Brüdern und Schwestern überall auf der Welt geliebt werden, und der Herr sie ganz besonders liebe. Ich sprach auch über Israel und am Schluß bemerkte ich: „Die Bibel sagt uns, vor der Wiederkehr wird sich die ganze Welt gegen Israel stellen. Das ist ein sehr schwerer Stand für ein Land, es braucht unsere Liebe und unsere Gebete jetzt mehr als je zuvor!"

Die Gemeinde gab uns ein Grußwort und sang für uns auf Russisch: „Welch ein Freund ist unser Jesus."

Nach dem Gottesdienst begrüßten uns eine Reihe Menschen, die ich im Vorjahr getroffen hatte. Nach einer Weile kam die junge Frau namens Bella, die meine Botschaft übersetzt hatte, zu uns und warnte uns leise vor der wartenden Polizei. Rebecca und ich sollten ihr folgen. Sie führte uns hinter das Gebäude, und dort schlüpften Bella, Rebecca und ich zusammen mit zwei Männern aus der Gemeinde durch ein Loch im Zaun und gelangten auf den Bahndamm hinter der Kirche. Es war stockdunkel, und wir mußten eine ganze Strecke gehen, aber wir sprachen unterwegs vom Herrn, bis wir endlich eine sichere Bushaltestelle erreichten.

Wir gingen Hand in Hand und fühlten uns durch ein tiefes Band der Liebe im Herrn verbunden. Ich gab Bella alle Kreuze aus Olivenholz, die ich für die jungen Leute in der Gemeinde mitgebracht hatte. Ich sagte ihnen, daß ich am nächsten Dienstagabend wiederkommen würde. Wir dankten ihnen sehr dafür, daß sie uns in Sicherheit gebracht hatten. Als der Bus endlich kam, trennten wir uns.

Rebecca flog am nächsten Morgen nach Moskau, und am Tag danach verließ sie die Sowjetunion. Ehe wir uns trennten, gab sie mir 100 Dollar. Ich schämte mich meiner Sorgen

Bei den Brailowskys im Jahre 1982: Leonid, Irinas Mutter, Irina, Dahlia.

Esther mit Irina und ihrer Mutter.

Irina spricht mit Viktor, der gerade vom Ort seiner Verbannung am Kaspischen Meer anruft.

Am Küchentisch, um eine Kassettenaufnahme für Viktors Familie in Israel zu machen.

und Zweifel, denn ich hatte gedacht, der Herr könnte mich in der UdSSR unmöglich mit Geld versorgen! Wenn ich Ihn manchmal auf so törichte Weise begrenze, kann ich hinterher nur über mich selbst lachen. Wie konnte ich mir bloß vorstellen, daß der Herr keine Ideen dafür haben würde, auch hinter dem Eisernen Vorhang für mich zu sorgen? „Oh, ihr Kleingläubigen" ist mir ein geläufiger Vers!

Am Nachmittag fand ich eine vom Hotel entfernt liegende Telefonzelle und rief meine Freundin Natascha an. Sie und ihre Eltern waren die einzigen Freunde in der Sowjetunion, die im voraus wußten, daß ich sie erneut besuchen würde. Als sie meine Stimme hörte, rief sie: „Oh, wir warten schon so lange auf Deinen Anruf!"

Wir verabredeten uns vor dem Springbrunnen auf der Hauptstraße Kiews. Sie begrüßten mich wieder so herzlich, und wir fuhren dann mit dem Bus zu ihrer Wohnung, wo uns ein reiches Mittagessen erwartete. Wir unterhielten uns die ganze Zeit, und ich wunderte mich, wie nahe sie mir doch standen, wie meine eigenen Verwandten.

Am Abend nahmen Natascha und ich einen Bus, um Verwandte zu besuchen und mit ihnen den Geburtstag ihres kleinen Neffen zu feiern. Viele hatten sich dort eingefunden, die ich zwei Jahre zuvor in der Wohnung von Nataschas Tante getroffen hatte. Wir verbrachten einen wunderbaren Abend. Ich sprach viel über Israel und erzählte von den Bestätigungen, daß Gott bald die Türen öffnen würde, damit sie die UdSSR verlassen konnten.

Überall in Rußland, wo ich diese Nachricht brachte, erhielt ich die gleiche Antwort: „Wir warten seit Jahren auf unsere Ausreise und die Rückkehr nach Israel. Meinst Du, daß wir nicht reisen werden, wenn sich die Tür öffnet?" (Man bemerke den Anflug von jüdischen Humor!)

Am nächsten Morgen fuhr ich mit einem Bus zu Natascha. Sie und ihr Vater nahmen mich dann mit nach Babi Jar. Es war mein zweiter Besuch, doch mein Herz tat mir weh, als ich erneut den Ort sah, an dem so viel jüdisches Blut vergossen worden war. Wir gingen um das Mahnmal herum, und dann nahm Nataschas Vater mich mit zu der Straße, auf der die Juden an jenem verhängnisvollen Tage geführt worden waren. Er zeigte auf ein altes Gebäude und erklärte: „Das war früher eine Synagoge. Dahinter lag ein jüdischer Friedhof. Die Nazis töteten die Juden absichtlich in der Nähe des Friedhofes. Den Juden sagte man an jenem Tag, daß sie in das verheißene Land gebracht werden würden. Daher gingen sie vor Freude singend, nur um an den Rand eines Hohlweges geführt und dort kaltblütig umgebracht zu werden. Einhundertfünfzigtausend!" (Tief in meinem Herzen wußte ich, daß sie an jenem Tag gesammelt und in ein besseres Land gebracht wurden, denn sie wurden aufgrund des Namens des Gottes Israels ermordet. Er hat Seinen Augapfel nie verlassen.)

Als wir in der Nähe von Babi Jar spazierten, sah Nataschas Vater ein altes jüdisches Ehepaar im Wald stehen. Sie lasen aus einem alten jiddischen Gebetsbuch und weinten, zweifellos aus Trauer über ihre Angehörigen, die an diesem Ort getötet worden waren. Ich schenkte ihnen eine kleine goldene Menorah aus Jerusalem und betete, daß der Herr sie mit Seiner Liebe trösten würde.

Wir kehrten in Nataschas Wohnung zurück und verbrachten einen ruhigen Nachmittag und Abend zusammen.

Am nächsten Tag war der Abend vor dem Jom-Kippur-Tag, und am Spätnachmittag gingen wir zusammen in die Synagoge von Kiew. Wie im Vorjahr drängten sich dort auf den Straßen die Juden soweit das Auge reichte. Das KGB übt in der Ukraine starken Druck aus. Daher versammelten sich die Juden fast mit einem stillen Gefühl der Verzweiflung.

Ich sprach mit vielen Menschen, die mir Natascha bereits vorgestellt hatte. Mein Herz war wiederum vom Wissen um Gottes Liebe für sie erfüllt. Nach einiger Zeit unternahmen wir, Natascha, einige Freunde und ich, einen langen Spaziergang in Richtung auf mein Hotel. Ich unterhielt mich besonders mit einem älteren Mann, der mir erzählte, daß er an jenem Tag zum ersten Mal in seinem Leben fastete.

„Und Gott hilft mir dabei!" rief er aus. „Ich bin nicht einmal hungrig!" Er war voller Freude.

„Jetzt bist Du ein wahrer Ben Israel, Sohn Israels", sagte ich zu ihm. „Das bin ich vorher nie gewesen," vertraute er mir an.

„Aber ich glaube, Du hast recht, Ich bin es jetzt. Es ist nie zu spät, nicht wahr?"

Wir lächelten. Auch hier fand ich den Beweis für den erwachenden Judaismus in den Herzen der Sowjetjuden. Bald werden sie auch die Liebe des Messias kennen, denn Gott hat verheißen: „Ehe sie rufen, will Ich antworten!"

Einer von Nataschas Freunden erzählte mir eine recht entmutigende Geschichte. Er sagte, daß er seit sieben Jahren aktiver Zionist war, denn er wollte gerne nach Israel ziehen, um Rabbiner zu werden. Doch fühlte er, Gott hätte ihm nicht geantwortet. Darum hatte er die Hoffnung aufgegeben. Jetzt war er verheiratet, hatte zwei kleine Kinder und hatte Angst, weiterzukämpfen. Ich erklärte ihm sorgsam, alles was ich über Gottes Plan wußte, daß die Sowjetjuden bald nach Israel ausreisen würden.

„Gott hat Dich nicht verlassen. Er hat Deine Gebete erhört, und Er liebt Dich. Habe keine Angst, Ihm zu vertrauen!" An seinem Gesichtsausdruck konnte ich erkennen, daß ein winziger Hoffnungsschimmer neu entzündet war.

Bei meinem letzten Besuch bei Natascha und ihrer Familie zeigte mir ihre Mutter alle Briefe, die sie an die sowjetischen Behörden und Breshnew geschrieben und darin um eine Ausreisegenehmigung gebeten hatte. Wiederum war ich vom Mut dieser Menschen beeindruckt! Sie sagten mir, daß jeder Antragsteller für das Ausreisegesuch allein 3 000 Rubel an die sowjetischen Behörden zahlen muß.

Natascha und ihr Vater verdienen monatlich nicht ganz 2 000 Rubel, die kaum die Lebenskosten decken. Daher ist es offensichtlich, daß es für jeden ein enormes Opfer darstellt, auf die ferne Freiheit in Israel zu hoffen. Für die meisten wäre es ohne die Hilfe von Freunden und Verwandten unmöglich.

Wir sprachen auch über die repressiven Maßnahmen gegen die Juden in der Ukraine. In den Nachrichten findet man ständig negative Meldungen über Israel. Die Zionisten werden den Nazis gleichgestellt, die der Sowjetbürger zu hassen gelehrt wird. Es gibt einen umfassenden Propagandafeldzug, um zu zeigen, daß Israel voller Terroristen und Aggressoren ist. Juden, die den Wunsch haben, die Sowjetunion zu verlassen und nach Israel ziehen wollen, sind Feinde des Staates. Natürlich berührt all dies nach und nach das tägliche Leben der Menschen. Nataschas Mutter erzählte mir von einer Begebenheit am Vortag. Sie hatte fast eine Stunde lang angestanden, um einige Tomaten zu kaufen. Als sie schließlich an der Reihe war, sagte die Verkäuferin: „Sie sind Jüdin, ein Feind des sowjetischen Volkes. Ich werde Ihnen keine Tomaten verkaufen!" Die täglichen Belastungen in ihrem Leben sind erdrückend.

Kurz bevor ich mich von ihnen verabschiedete, nachdem ich sie drei Jahre nacheinander besucht hatte, überreichte Nataschas Vater mir ein besonderes Geschenk — einen automatischen Regenschirm, den seine Fabrik hergestellt hatte! Ich vermisse sie sogar jetzt.

Ida und Aba Taratuta in ihrer Wohnung in Leningrad. (Beachte die Israelkarte an der Tür!)

Ida und Aba Taratuta mit einem weiteren „Refusenik", dessen ganze Familie jetzt außerhalb Rußlands lebt, während man ihm die Ausreise weiterhin verweigert.

Am Abend des 28. September besuchte ich nochmals die Kirche. Am Ende des Gottesdienstes betete der Pastor für die Gemeinde und beim Beten liefen ihm große Tränen über das Gesicht. „Wir wollen an unseren lieben Bruder denken, der vor einiger Zeit getauft wurde und jetzt im Gefängnis ist", betete er. „Es ist ihm sehr schwer gefallen, sich von seiner Familie zu trennen. Wir bitten, daß Gott seine Frau stärken wird. Wir beten für alle Brüder und Schwestern, für alle, die Schwierigkeiten durchmachen. Gott ist groß. Wir danken Dir, Gott, daß Du uns auserwählt und uns durch Dein Heiliges Wort gesammelt hast. Du hast gesagt, daß sich unser Herz nicht sorgen soll, daß unsere Herzen gestärkt sein und wir stark sein sollen, und wir auf Deinem Weg weitergehen sollen. Laß sie mit uns tun, was sie wollen, was sie mit dem Volk Israel getan haben. Wir glauben an Dich und wir vertrauen darauf, daß Du in dieser Zeit mit uns machen wirst, was Du mit dem Volk Israel gemacht hast. Wir werden stark sein und an Dich glauben. Du hast allen vergeben. Du hast Deinem Diener David vergeben. Oh, Gott hilf uns, daß wir unseren Glauben nicht leicht nehmen, daß wir auf Deinem Weg wandeln. In dieser Zeit ist unsere Gemeinde bedroht, besonders die Frau des inhaftierten Bruders. Oh, Gott, beschütze Du diesen Mann. Wahrscheinlich gibt es viele andere, die auch bedroht sind, und wir wissen nichts davon. Hilf ihm und hilf allen in dieser Versammlung. Segne sie und schenke ihnen neues Leben. Offenbare Dich den Gläubigen und Ungläubigen, besonders den Kindern, die keinen Glauben haben. Wir bitten, daß alle Kinder gläubiger Eltern zu Dir finden. Ich bete für alle Geschwister. Hilf ihnen alles zu erhalten, was auch wir erhalten haben. Beschütze alle, die heute hier versammelt sind, denn sie sind Dir treu. Laß niemanden schwach werden. Wir brauchen die Kirche und die Versammlungen. Hilf uns, Dich zu lieben und einander zu lieben. Gott, hilf uns dazu. Das ist Dein Wille für Dein Volk. Nimm unser Gebet von Deinem Volk, das Dich liebt. Amen. . ."

Er ist ein guter Hirte, ein demütiger Diener des Königs. Nach dem Gottesdienst begrüßte er mich herzlich. „Esther," sagte er schmunzelnd, „erzähle mir doch nochmals die Geschichte von Deiner Begegnung mit Lisa Vins! Und gibt es eigentlich Christen in Israel?" Es berührte mich, daß er sich an alles erinnerte, was ich ihm bei unserer Unterhaltung ein Jahr zuvor mitgeteilt hatte. Der Pastor und andere Freunde sagten, sie würden sich freuen, mich im nächsten Jahr wiederzusehen — doch niemand würde sich mehr freuen als ich!

Nachdem ich mich eine Weile mit Gemeindemitgliedern unterhalten hatte, machte Bella Zeichen, und wir gingen leise hinter die Kirche, um wieder über die Bahngeleise zu entschlüpfen. Doch wir stellten fest, daß das KGB unseren Fluchtweg irgendwie entdeckt hatte, denn das Loch im Zaum war mit Brettern vernagelt worden. Uns blieb kein anderer Ausweg, als im dunklen Schatten hinter dem Gebäude zu warten, bis die meisten Menschen gegangen waren. Erst dann gingen wir zur Bushaltestelle. Bevor wir uns voneinander verabschiedeten, konnte ich ihr meinen Kassettenrecorder mit dem Mikrofon und den Kassetten mit christlicher Musik geben, um dem Chor der jungen Leute zu helfen. Sie sangen schöner als alle anderen, die ich je gehört hatte! Wir wollten einander schreiben. Was konnte ich eigentlich diesem jungen Menschen sagen, der mir zweimal geholfen hatte, dem KGB zu entkommen?

Wir waren Schwestern in Ihm, und eines Tages werden wir uns in Ewigkeit Seiner Liebe erfreuen.

Am 30. September flog ich nach Minsk, der Haupstadt Belorußlands, (Weißrußland). Für mich sollten es in erster Linie drei Ruhetage sein, da die ersten zwei Wochen meines Aufenthaltes in der Sowjetunion recht anstrengend gewesen waren. Es galt aber auch die

Zeit vor Simchat Torah auszufüllen, das erst am Abend des 9. Oktober begann und an dem ich in Leningrad sein konnte.

Kurz nach der Ankunft in meinem Hotel in Minsk wurde ich an den Intourist-Schalter gerufen. In Minsk ist man nicht so sehr an westliche Touristen gewöhnt wie in den größeren Städten, und daher zog ich besondere Aufmerksamkeit auf mich. Die Intourist-Angestellte sagte mir, daß der Intourist-Direktor mich gern um 16 Uhr in seinem Büro sprechen wolle. Zu dem angegebenen Zeitpunkt führte sie mich durch einen langen Korridor an Büroräumen vorbei zum Intourist-Direktor. Er begrüßte mich und versicherte mir, daß sie mir meinen Aufenthalt möglichst angenehm machen wollten. Sie wollten gern wissen, ob sie mir in irgend einer Weise behilflich sein könnten. Er stellte seine Fragen in einer Art, als wenn er herausfinden wollte, warum ich die Sowjetunion ganz allein bereiste. Da ich wußte, daß er dem KGB angehörte, war ich nicht sehr hilfreich. Ich erzählte ihm nur von meiner großen Abneigung gegen organisierte Gesellschaftsreisen. Das konnte ich mit richtiger Überzeugung darlegen.

Schließlich sagte er: „Natürlich können Sie hier Leute besuchen, doch in Ihrem eigenen Interesse wäre es besser, wenn Sie es uns überlassen, falls Sie Russen besuchen möchten." Nach einiger Zeit brachte er mich zurück ins Foyer.

Näher bin ich nie einer Situation gekommen, die einem Verhör gleicht, (abgesehen von den strengen Kontrollen auf den Flughäfen). Ich mußte lächeln, denn Minsk war die einzige Stadt, in der ich niemanden besuchen wollte. Darum konnte ich mich aufrichtigen Herzens wie ein „typischer Tourist" benehmen! An einem Abend in Minsk besuchte ich das Ballett und sah Tschaikowskys „Schwanensee". Ich liebe klassisches Ballett, daher war es ein Erlebnis, und ich fühlte mich mehr als je zuvor wie ein Tourist!

Früh am nächsten Morgen wurde ich zum Flughafen gebracht und nahm von dort die Maschine nach Leningrad. Es war kaum zu begreifen, daß damit schon die letzte Woche meines Aufenthaltes in der Sowjetunion anbrach.

Leningrad ist eine schöne Stadt, besonders im Herbst, wenn sich das Laubwerk verfärbt und die Blätter unter den Füßen rascheln. Ich verbrachte einen Tag in der Hermitage.

Die Abteilung über russische Kultur gefiel mir sehr. Ich unternahm auch einen Ausflug mit dem Tragflächenboot zum Palast von Peter dem Großen. Den Palast hatte ich schon einmal gesehen, aber ich spazierte sehr gerne durch die Parkanlagen und Gärten. Die Herbstfärbung war phantastisch, und mein Herz sang dem Herrn Loblieder.

Eines Abends besuchte ich wieder Ida und Aba, die ich im Laufe der vergangenen drei Jahre kennengelernt hatte. Wir verbrachten den Abend zusammen am Küchentisch und hatten einander viel zu erzählen. Ein junges Ehepaar war bei ihnen zu Besuch. Wie tragisch war ihr Leben verlaufen! Der junge Mann war gerade von einem zweijährigen Gefängnisaufenthalt zurückgekehrt. Er hatte sich geweigert, in der sowjetischen Armee zu dienen, weil er und seine Frau Ausreiseanträge nach Israel gestellt hatten. Darum lag nun eine recht unsichere Zukunft vor ihnen. Aufgrund seines Ausreiseantrages kann er keine Beschäftigung finden. Daher konnte er leicht erneut als „Parasit" verhaftet, oder zum zweiten Mal eingezogen werden.

Eine Einberufung in die Armee würde ihn vor die gleiche Entscheidung stellen — entweder in die Armee einzutreten und damit die Möglichkeiten für ein Ausreisevisum nach Israel aufs Spiel zu setzen, oder sich zu weigern und einem neuen Urteil entgegenzusehen. Trotz solchen Druckes haben mindestens eine Viertelmillion Juden Ausreiseanträge nach Israel gestellt. Das erfordert besonderen Mut und Ausdauer.

Babi Jar: Hier wurden über 100.000 Juden von den Nazis getötet.

Ein älteres jüdisches Ehepaar weint und betet im Wald bei Babi Jar.

Aba, von Beruf Wissenschaftler, ist seit elf Jahren ohne eine entsprechende Beschäftigung, seitdem er und Ida ihre Ausreiseanträge nach Israel einreichten. Gegenwärtig hat er eine Arbeit als Heizer. Mit typisch jüdischem Humor sagte er: „Nun, schließlich komme ich so nicht müde nach Hause!" Mir gefallen die Gespräche mit ihnen, und wir verbrachten einige frohe Stunden miteinander.

Am Samstagabend, dem 9. Oktober, traf ich sie vor der Synagoge in einem älteren Teil Leningrads, nicht weit von meinem Hotel entfernt. Sie stellten mich vielen ihrer Freunde vor, und so lernte ich zum ersten Mal weitere Refuseniks der Gemeinde in Leningrad kennen.

Einer ihrer Freunde kam zu mir, um mit mir zu sprechen. „Inzwischen hat meine ganze Familie das Land verlassen", erzählte er mir. „Meine Frau, meine Eltern, alle. Ich bin der einzige, der noch hier ist. Aber die Behörden wollen mir nicht gestatten, ihnen zu folgen." Dann zeigte er mir ein Bild von seinem Sohn. „Dieses Jahr wird er Bar Mitzwa haben", sagte er. Für einen jüdischen Jungen ist das eine der wichtigsten Begebenheiten im Leben, wenn er ein Mann wird und alle Verpflichtungen und Vorrechte des jüdischen Lebens annimmt. Wir beide standen dort in der Kälte und ließen den Tränen freien Lauf, anders konnte ich mich nicht ausdrücken.

Ebenso wie in Kiew und Moskau versammelten sich viele hundert Menschen, um diesen Tag der Freude über das Gesetz zu feiern. Wiederum ertönten auf der Straße die Klänge israelischer Lieder. Ich konnte mir vorstellen, wie der Herr über Sein Volk dort mit einer Milde lächelte, die nur ein Vater haben kann. Es war eine recht kalte Nacht, daher luden mich Idas und Abas Freunde nach einer Weile zu einer Party ein. Auf dem Wege lernte ich einen weiteren Wissenschaftler und seine Frau kennen, die seit vier Jahren ebenfalls Refuseniks waren. Sie zeigten mir stolz ihre Fünf-Zimmer-Wohnung, die sie mit seinen Eltern teilten.

„Sie ist viel größer, als die meisten sowjetischen Wohnungen", erklärte er mir, als er mir die Wohnung zeigte. „Ich erhielt sie aufgrund meiner Stellung als Wissenschaftler, ehe wir Ausreiseanträge einreichten. Aber ich würde sie gern sofort den Behörden zurückgeben, wenn ich dafür eine Ausreiseerlaubnis nach Israel erhielte!"

Bald darauf kamen wir zur Party, und wiederum erlebte ich bewegt, wie Menschen mir ihre Herzen und Heime öffneten. Wir verbrachten einige wunderbare Stunden, unterhielten uns am Tisch, lachten und sprachen vom Traum Israel. Allen stehen noch Schwierigkeiten bevor, das ist sicher, doch am Ende wird Gott einen großen Sieg und eine tiefe Offenbarung Seiner Liebe schenken. Es fiel mir schwer, mich zu verabschieden, als es schließlich Zeit wurde ins Hotel zurückzukehren!

In den Intourist-Reiseinformationen, die ich jedes Jahr erhalte, werden die Touristen davor gewarnt, das Wasser in Leningrad zu trinken, da es eine Mikrobe, Guardia lambia genannt, enthält. Eine Infektion führt zu einer Art Dysenterie (Ruhr), die ohne Behandlung tödlich verlaufen kann. Die Inkubationszeit bis zum Auftreten der Symptome beträgt 10 Tage. Es gibt bislang nur ein Antibiotikum, das stark genug ist, um die Krankheit zu bekämpfen. Diese Art der Ruhr findet man nur an zwei Orten auf der Erde, Leningrad ist der bekannteste. Wenn die sowjetischen Behörden so eine Tatsache eingestehen, wußte ich, daß ich sie sehr ernst nehmen mußte. Die ganze Zeit in Leningrad war ich mit dem Eifer einer Fanatikerin darauf bedacht, mich vor einer Ansteckung zu schützen. Auf Anraten der Intourist nahm ich nur gekochte oder überbrühte Früchte und entsprechend Gemüse; ich putzte meine Zähne mit Mineralwasser und trank nur gekochte oder abgefüllte Getränke. In jenem Jahr servierte das Hotel allerdings Krüge mit Apfelsaft an den Tischen. Ich nahm

an, daß der Apfelsaft aus Flaschen oder Dosen stammte. Daher trank ich im Laufe der Woche einige Liter von dem Saft.

An meinem letzten Tag in Leningrad entdeckte ich dann, daß der Apfelsaft aus Sirup und Leitungswasser zubereitet wurde. Ich wußte, daß mir dadurch ernste Probleme bevorstehen konnten, doch war es noch zu früh, um das zu erkennen.

Am nächsten Morgen kehrte ich mit dem Flugzeug nach Moskau zurück. Als ich auf dem Flughafen ankam, erkannte ich sofort den Intourist-Angestellten, der gekommen war, um mich vom Flugzeug abzuholen. Da ich eher russisch als amerikanisch aussehe, entdeckte er mich in der Menge nicht als die Person, auf die er wartete. Ich ging zur Gepäckausgabe und stellte mich direkt neben ihn, während er weiterhin nach der reisenden Amerikanerin Ausschau hielt. Es sah aus, als wenn er Sinn für Humor hätte, und aus diesem Grund erlaubte ich mir, mit ihm Spaß zu treiben! Er und sein Freund gingen auf zwei „amerikanische" Passagiere zu, und als sie weiterhin suchend über die Menge blickten, stand ich direkt vor ihnen. Schließlich entschlossen sie sich, das Gepäck im Auge zu behalten, denn meine Koffer würden ein Etikett der Intourist tragen. Dadurch konnten sie den Touristen ausmachen, wenn er sein Gepäck abholte. Endlich entdeckten sie meine Koffer und blickten eifrig dorthin, um zu sehen, wer sie holen würde. Als die Koffer auf dem Transportband auf mich zukamen, grinste ich die beiden Männer an und griff nach den Gepäckstücken.

Sie lachten herzlich, da sie inzwischen erkannt hatten, daß ich mit ihnen spaßte. „Das ist unmöglich!" riefen sie, „wir haben uns noch niemals geirrt! Sie sehen so russisch aus! Wir hätten nie erraten, daß Sie es sind!"

Wir stiegen zusammen ins Auto der Intourist und um ein Gespräch zu beginnen, fragte ich sie: „Wann ist es so kalt geworden?" Ein eisiger Windstoß begrüßte uns, als wir aus dem Flughafengebäude traten. „Morgen früh," erwiderte einer von ihnen.

„Sie meinen gestern früh?" fragte ich und versuchte, mein Lachen zu unterdrücken.

„Nein, nein! Morgen früh wurde es kalt", betonte er.

Dann mußte ich doch lachen. Schließlich erkannte er, was er gesagt hatte. „Oh, ha ha, ich sagte morgen früh, statt gestern früh!" und wir lachten beide bis wir nach Luft schnappten. Es war wunderbar, nach so vielen ernsten Tagen wieder zu lachen!

Als ich in meinem Moskauer Hotel eintraf, wollte mir die Dame an der Rezeption meinen Schlüssel reichen, doch dann bemerkte sie, daß er in seinem Schlitz steckenblieb und sich nicht rührte. Sie zog mit einer Hand daran, mußte schließlich den Telefonhörer hinlegen und mit beiden Händen zerren, bis er freikam. Wir lachten beide darüber. Es stellte sich heraus, daß es ein besonderer Schlüssel war, der zum Zimmer 1410 gehörte — und das ist auch mein Geburtstag, der 14. Oktober!

Ich hätte mir nie vorstellen können, daß ich an meinem letzten Tag in Moskau lachen würde, doch der Weg mit dem Herrn ist immer voller Überraschungen.

An meinem letzten Abend in der Sowjetunion besuchte ich nochmals die Familie Brailowsky. Ich traf sie bei einer eifrigen Geschäftigkeit an, denn Irina fuhr noch am selben Abend mit dem Zug ab, um Viktor in seinem Exil zu besuchen. Es war ein besonderes Gefühl, wieder bei ihnen zu sein, und ich wunderte mich abermals über den beispielhaften Mut und die Kraft dieser Familie. Vielen, die auch nach Israel heimkehren wollen, ist sie ein Beispiel geworden. Wir aßen eine Suppe und danach kehrte ich in mein Hotel zurück, denn ich fühlte, daß sie die letzten Stunden vor Irinas Abreise als Familie für sich allein haben sollten. Ich bemerkte Dahlias Abschiedsschmerz, als sie sich auf die Trennung von ihrer Mutter vorbereitete. Mich tröstete der Gedanke, daß ihre Leiden in der Haushaltung

Gottes nicht vergebens sind.

An meinem letzten Vormittag in Moskau traf ich Nataschas Tante und Onkel, der Wissenschaftler in Moskau ist. Auch sie versuchten seit vielen Jahren die Sowjetunion zu verlassen. Sie waren sehr herzlich und freundlich zu mir. Als Geburtstagsgeschenk gaben sie mir eine große „Matryushka"-Puppe, eine Holzpuppe, die viele entsprechend kleinere Puppen in sich enthält. Sie erinnerte mich an meine Kindheit, da meine Großeltern auch eine solche Puppe besaßen!

Ungefähr eine Stunde vor meiner Abreise brachten sie mich zurück ins Hotel.

Während der gesamten 25 Tage in der Sowjetunion waren der Schutz und die souveräne Hand des Herrn deutlich sichtbar gewesen. Ich besuchte Familien, die ständig unter der Beobachtung des KGB stehen. Ich hatte mit ihnen ebenso wie mit Menschen in den Synagogen über die baldige Freilassung der Juden gesprochen, die der Gott Israels veranlassen würde. Auch in der Kirche hatte ich offen in Gegenwart des KGB gesprochen. Während der ganzen Zeit konnte ich im Schatten Seiner Flügel ruhen, denn Er beschützte mich und die Menschen, die ich besuchte. Es war ein Privilegium, dem Eigentumsvolk des Herrn Trost und Hoffnung bringen zu dürfen. Ich war mir der treuen Beter wohl bewußt — und ihre Gebete bedeuteten sehr viel.

Auf dem Moskauer Flughafen wurde mein Gepäck untersucht, ehe ich an Bord des Flugzeuges gehen durfte. Diesmal hatte ich Kassetten, viele Adressen und verschiedene Mitteilungen von Sowjetbürgern an Freunde oder Verwandte in Israel dabei. Nur für eine kleine Weile nahm der Herr Seine schützende Gnade weg. Ich konnte nicht mit ansehen, wie sie meine Gepäckstücke durchsuchten. Der Friede des Herrn war von mir gewichen. Ich durchlebte einen sehr schwierigen Gebetskampf. Nachdem eine ganze Weile verstrichen war und sie endlich die Durchsuchung abgeschlossen hatten, durfte ich meine Koffer schließen und durch die Kontrolle gehen. Es war ein zermürbendes Erlebnis, und ich brauchte lange, um mich davon zu erholen! Vielleicht erlaubte der Herr diesen relativ kurzen Einblick in den Alptraum, zu dem die Reise ohne Seinen Schutz hätte werden können. Doch ich wußte genau, daß ich nicht sehr viele Erlebnisse dieser Art durchstehen würde.

Endlich, endlich kam der Aufruf zum Einsteigen in die Maschine zum Flug in die Freiheit. Kurz bevor das Flugzeug von sowjetischem Boden abhob, spürte ich die Gegenwart Jesu, als wenn Er mich in Seinen Armen hielt. Die Spannung verging, und ich ruhte wieder sicher in Ihm.

Der Herr öffnet uns wirklich die Tür — und das tat Er für mich in der Sowjetunion. Er verheißt uns einen Eingang, doch garantiert Er nie, daß es auch einen Ausgang geben wird, denn man kann keineswegs die höheren Absichten Gottes kennen. Wir müssen auf jegliche Möglichkeit vorbereitet sein. Ich glaube, es ist unmöglich, so eine Situation zu durchstehen, ohne auf Leiden vorbereitet zu sein und zu wissen, daß die Kraft des Herrn dich durch alles vor dir liegende hindurchtragen wird.

Marjes Gesicht strahlte bei der Begrüßung, als ich auf dem Flughafen von Helsinki durch die Zollkontrolle kam. Für sie muß es schwer gewesen sein, jedes Jahr auf mich zu warten, denn sie konnte ja nicht im voraus erfahren, ob ich mich an Bord der Maschine befand oder nicht. So gab es ein freudiges Wiedersehen. Sie überreichte mir eine hübsche Rose, und in dem Augenblick wußte ich, daß meine Feuerprobe wieder einmal überstanden war. Ich verbrachte drei Tage bei Marje. Wir lachten und unterhielten uns fast die ganze Zeit. Dann besuchte ich für zwei Tage Gläubige in Schweden. Es war mein erster Besuch in Schweden, und ich muß gestehen, daß mich die Unmoral und die fehlenden Familienbindungen dort bestürzten.

An meinem letzten Tag in Schweden wachte ich mit Magenschmerzen auf. Mit schwerem Herzen wurde mir klar, daß die Ansteckungszeit von 10 Tagen vergangen war und sich jetzt die ersten Anzeichen der Ruhr zeigten. Es war der Morgen meines Geburtstages.

Als ich dann später am gleichen Tag bei Jenny und Wolfgang in Norwegen eintraf, konnte ich ihnen persönlich erzählen, welch eine enorme Ermutigung mir ihre Botschaft am Tage meines Fluges nach Moskau gewesen war. Sie waren überrascht, als sie erfuhren, daß die Mitteilung durchgekommen und sie dem Piloten über Funk übermittelt worden war!

Vor dem Schlafengehen sagte ich ihnen an jenem Abend, daß ich einen Arzt aufsuchen müßte. Dann zog ich mich in mein Zimmer zurück. Am folgenden Tag hatten die Schmerzen zugenommen, und ich wußte, daß ich keine feste Nahrung mehr zu mir nehmen konnte. Ich erkannte, daß sich mein Befinden ohne richtige Behandlung nur verschlechtern würde, und ich dringend ärztliche Hilfe benötigte.

Doch der ganze Tag verging, und niemand rief einen Arzt. Schließlich kniete ich am Abend in meinem Zimmer vor dem Herrn nieder und rief Ihn an. „Vater, ich weiß, daß dies eine ernste Krankheit ist. Trotzdem scheint sich niemand darum zu kümmern! Was soll ich bloß tun?"

Er erwiderte: „Es ist Dein Fehler, weil du es untertreibst," Ich lächelte, denn es schenkt uns Wärme und Geborgenheit, wenn uns jemand, den wir lieben, so gut kennt. Niemand in der Welt kennt uns besser oder liebt uns mehr als der Herr. Ich wußte, daß Er recht hatte! Ich kann sehr große Schmerzen aushalten und mache gewöhnlich nur eine beiläufige Bemerkung, wenn andere vor Schmerzen schreien würden. Ich wußte, daß Jenny und Wolfgang aufgrund der Untertreibung meines Befindens keine Ahnung hatten, wie ernst die Lage war. Daher stöhnte und seufzte ich am nächsten Tag und drängte auf Hilfe. Schließlich wurde ein Arzt benachrichtigt. In ihrem kleinen, ruhigen Winkel in Norwegen war mein Fall eine ziemliche Seltenheit, und der Arzt wollte mich sofort in ein Krankenhaus bringen lassen. Doch da ich keine Krankenversicherung hatte, verschrieb er mir ein Antibiotikum, das mir helfen würde. Außerdem verordnete er eine sehr leichte, aus Flüssigkeiten bestehende Diät.

Die folgenden Wochen verblieben in meiner Erinnerung wie ein Alptraum. Die Schmerzen waren furchtbar, und ich war sehr schwach. Versammlungen wurden angesetzt, bei denen ich sprechen sollte, obwohl ich immer wieder sagte, daß ich dafür zu krank sei. Trotz meiner Einwände kam die größte Prüfung, als zu einer Versammlung in Südnorwegen eingeladen wurde, die eine lange Bahnfahrt erforderte. Ich empfand, daß ich dazu gebraucht wurde, „Segnungen" zu bringen, doch um mich oder mein Befinden schien sich niemand zu kümmern. Ich weiß, daß es Missionare auf Heimaturlaub auch so erleben. Sie kommen müde und leer von den Jahren im Dienst für die Mission nach Hause und statt einer Erholung, die sie dringend benötigen, müssen sie reisen und zu all den Gruppen sprechen, die ihnen in der vorangegangenen Zeit irgendwie geholfen haben. Es ist ein merkwürdiges und nicht sehr angenehmes Phänomen, das ich auf diese schwierige Art und Weise selbst erlebte.

Auf besondere Weise gebrauchte der Herr diese Zeit, um meine Freundschaft mit Jenny und Wolfgang durch die Wasser zu bringen, und am Ende war unsere Beziehung durch den Herrn weiter gestärkt. Doch hatte es einige schwierige Augenblicke gegeben!

Natürlich wußte der Herr bereits von dem besonderen Dienst, in den Wolfgang und ich bald treten sollten. Wir mußten vorbereitet sein, wenn die Flut nahte.

Ich mußte meine Rückkehr nach Israel für eine Zeitlang verschieben, doch schließlich kehrte ich ausgeruht, erfrischt und gestärkt nach Hause zurück. Meiner norwegischen Familie war ich für ihre Liebe und Pflege sehr dankbar. Und nach 20 Wochen des Reisens gab es keinen besseren Ort als mein Zuhause!

Es war ein Segen, wiederum Freunde und Nachbarn zu begrüßen und durch die Straßen der Stadt zu gehen, die ich so sehr liebe.

Bereits im Frühling 1982, vor der langen Reise, die gerade hinter mir lag, hatte ich eines nachmittags an dem Buch gearbeitet. Unvermittelt erhielt ich vom Herrn den Eindruck, einen Abschnitt über Israel einzuschließen. Er sagte mir, daß es unmöglich sei, über Israel zu schreiben ohne dabei etwas vom Holocaust zu berichten. Gewiß kann man dieses Land gar nicht ohne Tragödie und den Verlust von sechs Millionen Juden verstehen. Wie Ministerpräsident Begin so oft gesagt hat: „Wenn die Feinde Israels damit drohen, uns zu vernichten, so müssen wir sie ernst nehmen."

Es gibt ein sehr nettes Ehepaar mit Namen Rosia und Motek, das in Nord-Israel wohnt. Im Laufe der Jahre habe ich sie kennen- und lieben gelernt. Sie haben beide den Holocaust überlebt. Im Frühling ließ der Herr mich wissen, daß ich Rosia bitten sollte, mir ihre Geschichte für mein Buch zu erzählen. Er sagte mir auch, ich solle ihr nichts davon sagen, bis ich im Herbst wieder in Israel war, denn es würde sonst in den Sommermonaten zu schwer auf ihr lasten.

Das hatte ich bei den vielen Dingen, die dann folgten, fast vergessen. Doch der Herr erinnerte mich nach meiner Rückkehr nach Israel daran.

Im November besuchte ich Rosia und fragte sie, ob sie mir ihre Geschichte erzählen würde, damit ich sie in meinem Buch verwenden konnte. Ich wußte, daß ihr das erneute Durchleben der Ereignisse unsagbare Qualen bringen würde. Daher konnte ich nur der Liebe und der Sorge des Herrn für sie vertrauen. Sie willigte jedoch fast sofort ein und meinte, sie hätte wohl überlebt, um die Geschichte für diejenigen berichten zu können, die umgekommen waren.

In der Woche darauf besuchte ich sie erneut, weil ich nicht wollte, daß sie über längere Zeit daran denken sollte. Ich brachte einen Kassettenrecorder und eine Reihe von Kassetten mit, und an einem Samstagnachmittag setzten wir uns zusammen an den Küchentisch. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie tiefgreifend dieser Nachmittag mein Leben verändern würde.

Im Laufe der nächsten 12 Stunden berichtete Rosia mir eine Geschichte des Grauens, die uns die gesamte Zeit hindurch weinen ließ. Der Umfang, der von den Deutschen gegen den Augapfel Gottes begangenen Verbrechen, wurde mir schließlich in meinem Herzen bewußt. Jenen Abend werde ich nie in meinem Leben vergessen. Ich hörte mir die Qualen aus einem Leben an, das den größten Greueltaten ausgesetzt war, die die Menschheit je erlebt hat. Während der ganzen Zeit vermittelte der Herr mir das Bewußtsein von der Tiefe Seines Leidens in jenen dunklen und furchtbaren Jahren.

Das folgende Kapitel enthält Rosias Geschichte.

TEIL VI

„Bis der Tag kühl wird und die Schatten fliehen, kehre um, mein Geliebter, gleich einer Gazelle oder gleich einem jungen Hirsch auf den zerklüfteten Bergen."

Hoheslied *2, 17*

32 ROSIA

Ich bin in Polen geboren. Mein Vater stammte aus einer sehr wohlhabenden Familie der Oberklasse; nicht nur reich, sondern seit vielen Generationen der oberen Gesellschaftsschicht angehörend. Seine Familie war in Lodz, der Stadt in Polen, in der ich aufwuchs, sehr beliebt und geschätzt. Mein Vater war Arzt und besaß eine sehr große Apotheke. Er hatte aber das Pech, sich in ein Mädchen aus einer unteren Gesellschaftsklasse zu verlieben. Mehr als zehn Jahre lang waren sie ineinander verliebt. Schließlich heirateten sie, sehr zur Bestürzung der Familie meines Vaters. Meine Mutter war eine sehr hübsche Frau, bezaubernd und sanft. Sie starb kurz nach meiner Geburt. Meinem Vater brach das Herz. Er hatte meine Mutter sehr geliebt.

Einige Jahre später heiratete mein Vater wieder, eine von den Familien vereinbarte Vernunftehe. Es war eine Frau aus einer anderen alten Familie der höheren Gesellschaft. Aber er liebte sie nicht aufrichtig. Es dauerte viele Jahre, bis ich wußte, daß sie nicht meine wirkliche Mutter war. Damals glaubten Eltern, man sollte solche Dinge vor den Kindern verborgen halten. Meine Stiefmutter war eine sehr strenge Frau. Sie erlaubte meinem Vater nicht, daß er mir irgendeine Zuneigung in ihrer Gegenwart zeigte. Aber ich stand meinem Vater sehr nahe.

Mein Vater träumte oft von Israel, und er berichtete mir von seinen Träumen. Sobald er eine Gelegenheit hatte, erzählte er mir ein wenig über seinen Traum, in Israel zu leben. Er schloß dann seine Augen und beschrieb Israel und uns dort wohnend. Wenn ich krank war, und er neben meinem Bett saß, damit ich mich besser fühlen sollte, erzählte er mir alle möglichen Geschichten. Dann sagte ich: „Vati, wo hast Du das gelesen, in einem Buch?" Er antwortete: „Nein, ich stelle mir nur vor, wie das Land aussehen wird." Er war ein Träumer. Oft sagte er: „Oh, Eretz Israel, es ist so schön und es ist unser Land!"

Ich denke an die Zeit, auch wenn ich mich nicht mehr genau an das Jahr erinnern kann, als Jabotinsky nach Polen kam. Er rief alle Juden auf, nach Israel zu ziehen, aber wenige schenkten ihm Beachtung. Jeder sagte: „Wie können wir hier alles zurücklassen und gehen? Nichts wissend? So etwas kann man nicht machen. Hier haben wir unser Zuhause, hier haben wir unsere Arbeit, hier sind unsere Wurzeln." Das gleiche sagen die Juden heute in Amerika: „Man kann nicht einfach packen und gehen!" Und das Leben ging weiter.

Im Laufe der Zeit wuchs der Antisemitismus in Polen. Ab und zu, wenn wir abends zusammensaßen, kam ein Stein durch das Fenster geflogen mit einem Zettel daran: „Juden, wir hassen euch. Geht nach Palästina!" Und ich wußte, daß es gewisse Orte gab, an denen wir nicht erwünscht waren

Natürlich, ganz Polen war katholisch, und die Katholiken hatten etwas gegen die Juden. Sie haßten uns. Als ich ein kleines Mädchen war, spuckten sie mich an, wenn sie auf der Straße an mir vorbeigingen; sie schlugen mich auch. Ich hatte das Glück, eine jüdische Schule zu besuchen. Auf diese Weise wurde ich nicht täglich Verfolgungen ausgesetzt wie einige meiner Freundinnen.

Die erste Schule, die ich besuchte, war die beste. Mein Vater hatte gesagt: „Wir werden unsere Rosia auf die beste Schule schicken." Und man stelle sich vor, die Sprache, die dort jeden Tag gesprochen wurde, war Hebräisch! Wir lernten täglich eine Stunde Polnisch, aber man erwartete von uns, möglichst Hebräisch zu lernen und miteinander Hebräisch zu sprechen. Was ich in meinem ersten Schuljahr lernte, behielt ich, bis ich 16 Jahr alt wurde und der Krieg ausbrach, denn nach dem ersten Schuljahr wechselte ich laufend die Schule. Es war meine eigene Schuld. Soll ich sagen warum? In der gesellschaftlich am besten angesehenen Schule in Lodz konnte ich mich nicht benehmen. Ich war ein Wildfang. Es war, als hätte man einen Vogel in einen Käfig gesperrt. Ich gebärdete mich wie wild und alle meine Beklemmungen ließ ich an den anderen Kindern aus.

Als die Zeit für den Elternsprechtag kam, ging meine Stiefmutter zur Schule, um den Bericht zu erhalten. Man sagte ihr dort: „Ihre Tochter hat kein gutes Benehmen. Es tut uns leid, aber Sie müssen sie von der Schule nehmen." Meine Mutter kam weinend nach Hause und sagte zu meinem Vater: „Nie wieder werde ich zum Elternsprechtag gehen. Ich wurde so gedemütigt."

Mein Vater schickte mich einfach auf eine andere Privatschule, aber für Kinder aus niederen sozialen Schichten. Dort war nicht mehr Hebräisch die Umgangssprache, sondern Polnisch. Aber Hebräisch wurde noch als Zweitsprache gelehrt.

Im Laufe der Zeit wuchs der Antisemitismus und breitete sich in ganz Polen aus. Der Besuch einer jüdischen Schule schützte mich vor vielem, und ich merkte es nur in unserer nichtjüdischen Nachbarschaft. Unser Traum wurde weiter geträumt. Wir sprachen über Israel, mein Vater träumte von Israel, und auf diese Weise setzten wir unser Leben fort.

An einem Sabbattag geschah etwas Schreckliches. Eine Gruppe jüdischer Familien hielt in einem schönen Park in unserer Nähe ein Picknick. Alle wurden von einer Gruppe Polen getötet.

Am folgenden Tag, dem Sonntag, sagte mein Vater: „Komm, Rosia, wir machen einen Spaziergang." Ich war erschrocken, weil wir jeden Sonntag durch den Park spazierten. „Aber Papa, sie werden uns töten!" „Wir werden gehen", antwortete er mir.

Ich hatte Angst, aber ich wußte, wenn ich zu Hause bleiben würde, so würde Papa allein spazieren gehen. Zur Ehre der Menschen, die getötet wurden — unseres Volkes — mußte er gehen. Und so spazierten wir gemeinsam durch den Park. Papa hielt seinen Kopf hoch, und die Polen mußten ihm durch Kopfnicken oder Hutabnehmen Achtung erweisen. Er war sehr kühn.

Dann brach der Krieg aus. Das war eine tragische Nachricht. Meine Eltern wußten irgendwie, daß es diesmal für das jüdische Volk schrecklich werden würde. In den vorausgegangenen Jahren, 1937 und 1938, hatten wir bereits Nachrichten aus Deutschland über das gehört, was dort vorging, und was Hitler dort tat. Wir wußten es bereits, aber wir glaubten es nicht. Es schien uns unmöglich und unvorstellbar. Unsere Eltern erinnerten sich an die Zeit des 1. Weltkriegs, als Deutschland den Juden gegenüber freundlich gewesen war. Wir argumentierten: „Die Deutschen sind ein hoch kultiviertes Volk, es ist unmöglich! Sie werden sich niemals zu einem so üblen und perversen System erniedrigen."

Jüdische Kinder in Lida, Polen.

Jüdischer Fischmarkt in Lodz, Polen.

Wir glaubten es einfach nicht. Aber im Jahre 1938 gab es eine sehr große Zahl deutscher Juden, die an der polnischen Grenze warteten, um eingelassen zu werden. Polen wollte sie aber nicht einreisen lassen. Sie waren aus Deutschland ausgewiesen worden und wußten nicht wohin. Wir wußten das, davon hatten wir gehört. Aber im Jahre 1938 waren wir in unseren Wohnungen noch sicher.

Nun, so ist die menschliche Natur. Wir lesen über solche Dinge, wir hören darüber. Aber wir denken, wir hoffen: „Die Lage kann nicht so schlecht sein!" Es war Winter. Die Nachricht kam: *„Sie liegen dort, ohne Lebensmittel, kalt, an der Grenze. . . Es ist jetzt so schrecklich für Juden in Deutschland. . ."* Aber wir waren so sicher, daß es unmöglich wahr sein konnte und daß es mit uns nicht geschehen würde.

Ich wußte wahrhaftig sehr wenig von allem. Ich war noch ein Schulmädchen, nicht an Politik interessiert, und in meiner kleinen Welt war alles in Ordnung. Im August '39, in den Sommerferien, kam ich vom Lande zurück. Ich wurde immer ohne meine Eltern in ein besonderes Hotel geschickt, einem speziellen Ort für junge Leute, ihrem Alter entsprechend. Wir hatten einen herrlichen Sommer gehabt und eine wunderschöne Zeit verbracht. So kam ich wieder nach Hause, und der Krieg brach in Polen aus. Wir befanden uns im Krieg mit Deutschland!

Es dauerte nicht lange, nur zwei Wochen, bis die Deutschen ganz Polen besetzt hatten. Die Deutschen hatten es in Polen leicht, nur in Warschau war es ein bißchen schwerer, das war auch alles. Eines Morgens standen wir auf und sahen die roten Fahnen mit den schwarzen Hakenkreuzen an allen Häusern, an jedem Haus unserer Nachbarn! An diesem Morgen, als ich aus unserem Haus trat, mich umschaute und all die deutschen Fahnen wehen sah, wurde ich augenblicklich erwachsen. Bis dahin war alles so angenehm gewesen. Ich war verwöhnt worden. Aber in diesem Augenblick geschah etwas mit mir, und ich verstand auf einmal, daß uns eine ernste Gefahr drohte, daß unser Leben bedroht war. *Jedes Haus hatte die Fahnen.* Ich sagte zu meinem Vater: „Was geschieht hier? Plötzlich wohnen überall Deutsche um uns her. Wurden die Polen über Nacht Deutsche? Das polnische Volk verwandelte sich in einer einzigen Nacht in Deutsche?"

Nur zu bald marschierten die Deutschen mit ihren lauten Stiefeln im Gleichschritt in Lodz ein. Wir wußten, daß unser Leben beendet war. Fast augenblicklich begannen die Dinge sich zu verändern. Keine Schule mehr, gar nichts mehr! Wir wußten, daß nichts unverändert bleiben würde.

Wir zogen nicht fort, wie sollten wir? Einige Leute rannten davon, einige gingen nach Rußland. Teile Rußlands waren immer noch besser. Aber wir blieben, wo wir waren. Aber dann, nach und nach, verschlechterte sich unsere Situation. Die Deutschen fingen damit an, Juden auf den Straßen einzufangen und sie zum Arbeiten wegzuführen. Dann begannen sie, über ein Ghetto zu sprechen. Sie planten, die Juden in ein Ghetto zu sperren. Damals war noch die Möglichkeit, zur Flucht. Besonders für diejenigen, die Geld hatten. Mein Vater wollte mit uns weg, aber Mama hielt ihn zurück. „Wohin sollen wir gehen?" machte sie geltend. „Wer weiß, wer klüger ist? Jene, die davonlaufen oder die, die hier bleiben? Es wird nicht so schlimm werden! Wie können wir denn all unseren Besitz zurücklassen und gehen? Und wohin sollen wir gehen?"

Von diesem Augenblick an verloren materielle Dinge für mich ihren Wert. Als der Krieg ausgebrochen war, verließen uns die Diener, und wir mußten selbst kochen, selbst einkaufen. Unser Leben veränderte sich so drastisch und so schnell. Dann begann die Rationierung. Sogar mit Geld waren wir nicht in der Lage, die Dinge zu erhalten, die wir brauchten. Die Schmuggelei fing an.

Plötzlich begannen sie, die Juden aus allen Teilen der Stadt in einem Stadtviertel zu sammeln. Wir hatten das Glück, daß wir bereits in dem Stadtteil von Lodz wohnten, in dem das Ghetto entstehen sollte. Da wir ein Haus mit vielen Zimmern besaßen, mußten wir die meisten Räume abgeben. Dann kam der Winter 1941, ich glaube es war im November. *Sie schlossen das Ghetto!* Sie drängten die Leute einfach hinein. Dann gaben sie dem Ghetto sogar einen deutschen Namen. Es war nicht länger Lodz, es war das „Lietzmannstadt Ghetto".

Als sie das Ghetto schlossen, wurden wir gezwungen, den gelben Stern zu tragen, auf der rechten Seite, vorne und hinten. Stacheldraht umgab das Ghetto. Der Bürgersteig vor unserem Geschäft und Wohnhaus war Teil des Ghettos, die Straße lag außerhalb des Ghettos, und der Gehweg auf der anderen Straßenseite war wiederum im Ghetto. Die Deutschen mußten die Straße benutzen, um von einem Ende des Ghettos zum anderen zu fahren — es war die Hauptdurchgangsstraße. Wie überquerten wir diese Straße? Sie hatten auf jeder Seite ein Tor und auf beiden Seiten hielten deutsche Polizisten Wache. Alle 15-20 Minuten öffneten sie die Tore, ließen uns die Straße überqueren, und schlossen dann die Tore wieder. An verschiedenen Stellen hatten sie Brücken über die Straße gebaut, damit Fußgänger hinübergehen konnten. Die Brücken waren ziemlich hoch. Im Winter verursachten sie Rückenschmerzen, weil sie sehr vereist waren. Die Stufen wurden so glatt, daß viele Leute hinfielen und sich die Beine brachen, aber die Deutschen kümmerten sich nicht darum. Sogar unter den Brücken standen deutsche Polizisten und beobachteten uns. Sie gingen, uns ständig beobachtend, auf und ab. Einige unserer Fenster gingen zur Straße hinaus, so daß wir immer die Deutschen auf ihrem Wachgang sehen konnten.

Nach und nach verschlechterte sich die Lage, es gab weniger Lebensmittel, weniger Medikamente und weniger Brennstoff. Alles wurde rationiert, und bald starben Menschen im Ghetto den Hungertod. Täglich fielen Leute auf den Straßen um. Sie fielen einfach um. Wohin man auch ging, konnte man Leichen sehen, genauso, wie es der Film „Apples of Gold" zeigt. So sah es aus. Wenn sie kamen, um die Leichen zu beseitigen, warfen sie vier oder fünf aufeinander. Es gab keine Beerdigungen mehr, niemand hatte länger die Kraft, sich um solche Dinge zu kümmern.

Da mein Vater Arzt war, half ich ihm im Ghetto. Durch die Unterernährung bekamen die Menschen Geschwüre, Haut- und Knochenkrebs. Ganze Teile des Fleisches fielen ab und hinterließen Löcher im Körper. Wir erhielten nicht genügend Fett und Vitamine. Uns fehlte es an so vielem, daß die Menschen einfach verfielen. Die Haut und der Körper lösten sich auf. Mein Vater hatte nicht einmal die richtigen Instrumente, um Operationen durchführen zu können, mußte aber trotzdem operieren. Obwohl er nur eine begrenzte Ausrüstung besaß, mußte er Glieder wegschneiden, weil Wundbrand eingesetzt hatte. Ich stand ihm dann zur Seite und half ihm. Angst hatte ich nicht. Zu der Zeit war ich wohl 18 oder 19 Jahre alt. Ohne den verwünschten Krieg hätte ich Medizin studiert. Es faszinierte mich. Ich liebte alles, was mit Medizin zusammenhing. Ich kannte die lateinischen Namen aller Medikamente und alles, was wir in der Apotheke hatten. Ich half meinem Vater auch bei der Herstellung von Salben. Was es auch zu tun gab, tat ich. Mit einem besonderen Stab mußte er schneiden und die Haut wegbrennen, weil der Wundbrand entfernt werden mußte.

Wir hatten auch innerhalb des Ghettos Polizei. Es gab die einfache Polizei und die besondere Polizei, Sonderkommando genannt. Ihre Aufgabe war es, die Wohnungen zu durchsuchen. Der Mann, der das Sonderkommando leitete, war ein Freund meines Vaters,

noch aus der Zeit vor dem Krieg, ein sehr intelligenter Mann. Wir waren sogar innerhalb des Ghettos noch Freunde. Er pflegte hereinzukommen und sich mit meinem Vater zu unterhalten. Einige Male versuchte er sogar, meinen Vater zu überreden, auch eine Stellung im Sonderkommando anzunehmen. Aber mein Vater sagte: „Nein, es tut mir leid, ich kann Dir nicht folgen. Mich kümmert es nicht, was mit mir geschieht! Ich weiß, was Du tust. Nun, das ist Deine Angelegenheit, aber ich wäre niemals in meinem Leben im Stande, so etwas zu tun."

Sein Freund antwortete darauf: „Aber Du brauchst nicht hinausgehen und nach Dingen suchen. Du kannst eine Stellung im Büro bekommen!" Mein Vater erwiderte: „Ich möchte mit solchen Leuten nichts zu tun haben. Wir sind Freunde, wir können miteinander reden. Du bist hier jederzeit willkommen. Alles übrige, nein!"

„Du willst lieber hungern? Begreifst Du nicht? Es wäre besser für Dich, tue es für Deine Familie!"Aber mein Vater blieb standhaft.

Die Leute kannten meinen Vater, weil er in der Zeit vor Errichtung des Ghettos eine bekannte Persönlichkeit gewesen war. Daher hatten wir auch einen Freund, der der Leiter der einfachen Polizei geworden war. Er war vor dem Krieg ein einfacher Verkäufer gewesen und arbeitete für eine Firma, die medizinische Artikel lieferte. Plötzlich kam er in seiner besonderen Uniform mit der speziellen Mütze ins Geschäft. Mein Vater fragte uns: „Ratet mal, wer jetzt der Leiter der Ghettopolizei ist?" Zweimal mußten wir ihn um einen Tip bitten. So eine Veränderung! Früher kam er, um von meinem Vater Bestellungen anzunehmen, jetzt mußten wir uns in Angelegenheiten über Leben und Tod an ihn wenden. Wir waren es, die ihn jetzt benötigten.

Von Zeit zu Zeit sandten die Deutschen Gruppen von Menschen aus dem Ghetto in Arbeitslager. Wir wußten aber nicht, wohin sie gebracht wurden. Und wenn wir es gewußt hätten, so hätten wir es unmöglich glauben können. Wohin schickten sie diese Menschen? Die Deutschen erzählten uns, daß sie Leute für besondere Arbeitsaufgaben brauchten. So überlegten sich die Leute: „Warum sollen wir hier im Ghetto sitzen und Rationen erhalten? Dort können wir etwas verdienen und mehr Brot und Lebensmittel bekommen!"

Die Deutschen redeten so freundlich: „Ihr werdet mehr haben", sagten sie uns, „Was habt ihr hier?" Daher meldete sich eine Gruppe freiwillig. Sie überlegten: „Warum sollen wir hier sitzen und hungern? Wir werden uns unser Brot verdienen." Sie konnten kaum wissen, daß sie manchmal wirklich in Arbeitslager gebracht — und manchmal statt dessen in den Tod geschickt wurden.

Nach einiger Zeit begannen die Deutschen, Arbeitskräfte einzuziehen. Eines Tages konnte die „Einladung", an einem Transport teilzunehmen, einfach an der Haustür erscheinen. Wir waren in ständiger Angst, daß sie auf diese Weise unsere Familie trennen würden, in dem eine „Einladung" kam und jemand gehen mußte. Es konnte mit meinem Vater oder meiner Mutter geschehen, weil meine Eltern beide zwischen 40 und 50 Jahre alt waren. Wir hatten auch eine Nichte, die bei uns wohnte, die Tochter der Schwester meiner Mutter. So lebten wir in Angst. (Wir meinten, daß ich noch zu jung sei, um von den Deutschen eingezogen zu werden). Dann, eines schrecklichen Tages, kam eine Einladung für meine Mutter. Oh, mein Gott! Und was unternahm mein Vater? Er mußte gehen und betteln. Er ging zum Leiter der Polizei und sagte zu ihm: „Sieh, was geschehen ist. Tu etwas! Bitte, hilf uns!"

Nun war dieser Mann der mächtige Herr, nicht wahr? Aber er tat etwas. Er zerriß einfach die Einladung. Er sagte zu meinem Vater: „Geh' nach Hause. Es ist in Ordnung. Wenn Du nicht ins Büro gekommen wärest, hätten wir nach ihr gesucht. Man hätte sie aus Deinem Haus geholt und Eure Rationierungskarten hätte man einbehalten. Aber Du bist

gekommen, und es wird in Ordnung gehen." Er berichtigte die Liste, was auch immer, dieses Mal half er uns.

Im Ghetto hatten wir auch unsere eigene Regierung. Die Deutschen ernannten die jüdische Polizei und eine Gestapo. Ihre Aufgabe war es, die reichen Juden zu finden und ihnen alles abzunehmen. Einer der Agenten wußte natürlich, daß mein Vater sehr reich gewesen war. So sandte er uns eines Tages eine rosa Einladung. Mein Vater mußte sich an einem bestimmten Tag bei der deutschen Polizei melden. Wir wußten, daß dies keine gute Nachricht war. Als sie meinen Vater das erste Mal festnahmen, behielten sie ihn eine Woche lang. Sie schlugen ihn jeden Tag. Die Tatsache, daß er lebend davonkam, ist auch ein Wunder.

Er sagte zu mir: „Rosia, ich habe dies nur deinetwegen überlebt. Was sie mir auch antaten, so dachte ich an Dich." Sie brachen ihm die Rippen und schlugen ihm die Zähne aus. Er gab ihnen alles, was er hatte. Es war nicht genug. „Du hast mehr! Du hast mehr!" beharrte die Gestapo fortwährend. Sie folterten ihn jeden Tag. Als er nach Hause kam, spuckte er Blut, und wir hatten nicht einmal Milch, die wir ihm geben konnten. Es gab nichts, das zur Heilung seiner inneren Verletzungen beitragen konnte. Oh, das war schwer. Aber im Laufe der Zeit heilte es.

Nachdem mein Vater von der Gestapo entlassen war, kamen sie und räumten bei uns aus. Sie nahmen alles. Nach etwa einem Jahr riefen sie meinen Vater zum zweiten Mal zur Gestapo. Diesmal behielten sie ihn für drei Tage. Auch dieses Mal behandelten sie ihn grausam. Er sagte: „Ich habe nichts mehr, was ich Euch geben kann. Ihr habt uns bereits alles weggenommen." Aber die Deutschen beharrten: „In all den Jahren hattest du so viel. Du mußt mehr haben."Schließlich kam er wieder nach Hause. Er war am Leben, aber er war ein gebrochener Mann.

Zu der Zeit arbeitete ich als Sekretärin in einem Büro. Ich war 15 oder 16 Jahre alt, als der Krieg ausbrach; dann muß ich wohl 18 oder 19 gewesen sein und hatte eine Ausbildung erhalten. Ich konnte auch Deutsch, da wir in der Schule Deutsch gelernt hatten. An den Privatschulen war Deutsch ein Teil des Stundenplans.

Das Büro befand sich in einem großen Gebäude der Ghettoverwaltung. Ich war die Sekretärin des obersten Chefs. Alles war jüdisch. Er schätzte mein Arbeit; er mochte mich, denn er sah, daß ich hart arbeitete. Er war sehr zufrieden und oft half er uns. Alle Arbeit, die wir im Ghetto verrichteten, war für die Deutschen. Wir arbeiteten für sie in den Fabriken — Kleidung, Schuhe und was immer auch benötigt wurde — man erwartete von uns, all das herzustellen. Spezielles Ghettogeld wurde gedruckt, nur für den Gebrauch im Ghetto bestimmt. Es war für die Bezahlung unserer Rationen. Ich war im Büro tätig, andere Leute arbeiteten in den Fabriken. Meine Mutter häkelte Servietten für die Deutschen. Sie mußte eine bestimmte Anzahl pro Woche herstellen. Ich half ihr, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, so daß sie ihre wöchentliche Quote erfüllte. Sie war als Arbeiterin eingetragen, mein Vater und meine Cousine ebenso. Alle hatten von den Deutschen eine spezielle Karte erhalten, die bescheinigte, daß wir Arbeit hatten.

Von Zeit zu Zeit hielten die Deutschen einen speziellen Tag im Ghetto ab, „Affäre", genannt. An solchen Tagen drangen sie gewaltsam ins Ghetto ein. Jeder mußte im Hause bleiben, niemand arbeitete.

Eines Tages, während der „Affäre", betrat die SS das Ghetto und rief aus, daß die kleinen Kinder auf die Straße gebracht werden sollten. Sie fingen an, die Menschen aus

ihren Wohnungen zu zerren. Beim ersten Mal sammelten sie sie mit Hilfe der jüdischen Polizei. Die SS stand dabei, und die jüdische Polizei wurde gezwungen, die Schmutzarbeit zu verrichten. Diesmal zogen sie alle Kinder unter 5 Jahren heraus, weil sie zu klein waren, um für die Deutschen zu arbeiten.

Es war ein schrecklicher Tag. Ich sah es selbst, weil ich direkt am Fenster stand. Auf der anderen Straßenseite stand ein Haus, und sie nahmen einer Mutter das Kind weg. (Ab und zu, wenn die Mutter es wollte, erlaubten sie es ihr, das Kind zu begleiten. Aber sie wußten, wohin sie gehen würden. Das wußten wir zu der Zeit auch schon — direkt zu den Öfen). Meistens wurden die Kinder einfach ihren Müttern weggenommen. Und das sah ich. Es war himmelschreiend. Kann man sich so etwas Entsetzliches vorstellen, ein Kind seiner Mutter wegzunehmen, um es zu töten? Die Mutter drückte das Kind an sich, umklammerte es, und sie entrissen das Kind ihren Armen. Aber die jüdische Polizei war nicht schnell genug, daher griff die SS das Kind, nahm es an den Füßen — es war ein Jahr alt, ein Baby — warf es gegen die Mauer und zerschmetterte seinen Schädel — vor den Augen seiner Mutter! Viele der Mütter, die zurückblieben, verloren den Verstand. Sie waren nicht mehr normal. Sie liefen nur durch die Straßen, schreiend, kreischend, weinend. Sie hätten ebensogut sterben können, weil es für sie unerträglich war.

Einige der Mütter gingen mit den Kindern. Es kümmerte sie nicht, was geschehen würde, sie gingen mit. An dem Tage kamen die Deutschen mit großen Lastwagen, luden alle auf und fuhren davon. Das war ihre Tagesarbeit, ihr Vergnügen. Nach einem solchen Geschehen brauchte man lange Zeit, um sich zu erholen.

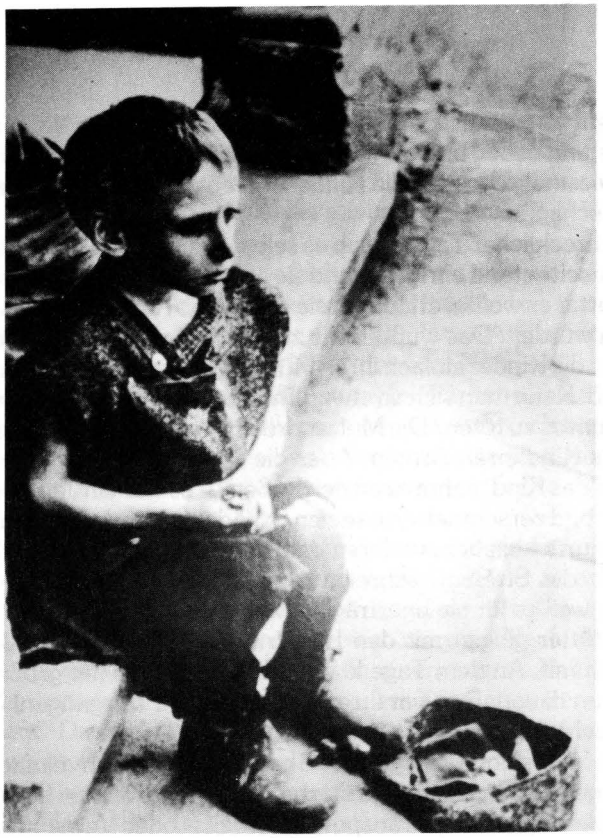
Wir erlebten oft solche Dinge im Ghetto. Sie wollten einfach die Bevölkerung ausmerzen. Einige wurden krank und starben, einige starben an Unterernährung, andere erhielten Aufforderungen zum Transport in Arbeits- oder Vernichtungslager, und einige wurden aus dem Ghetto abgezogen.

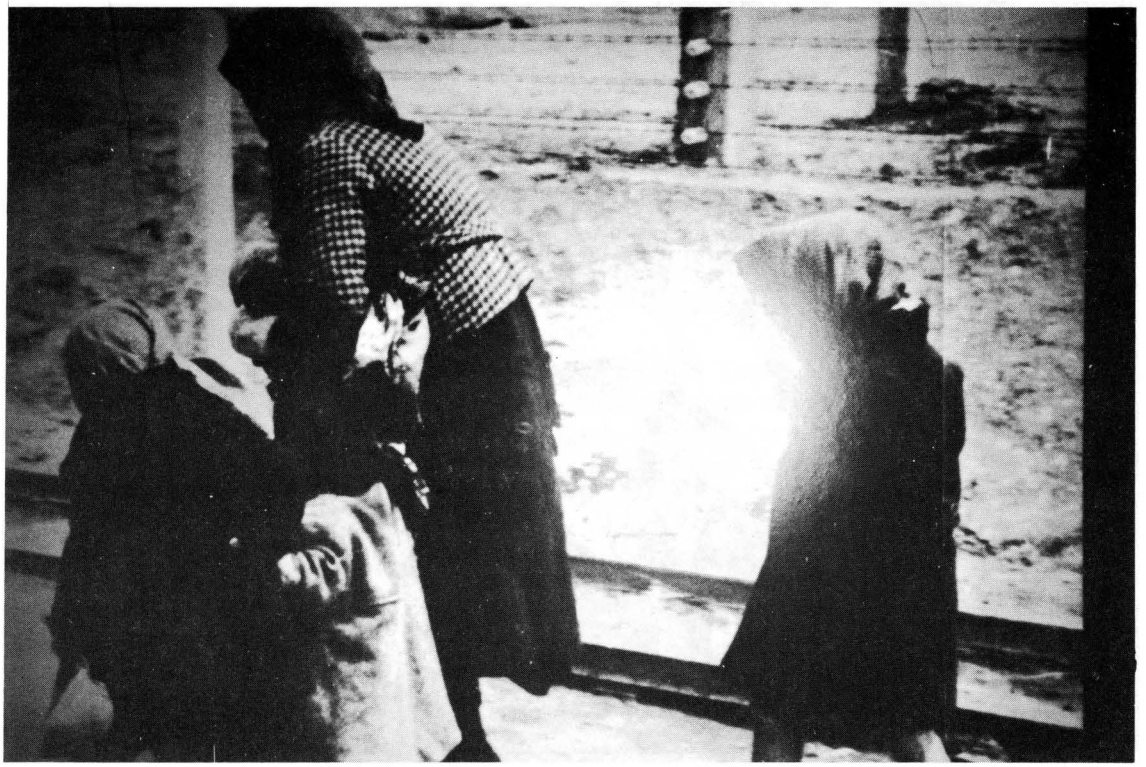
Die Monate vergingen. Eines Tages kamen die Deutschen ins Ghetto und suchten nach alten Menschen. Nun, nach so langer Zeit im Ghetto sah jeder alt aus, sogar junge Menschen. Meine Eltern sahen aufgrund der Unterernährung nicht mehr so gut aus. An diesem Tage mußte jeder seine Wohnung verlassen und sich an einem bestimmten Ort aufstellen.

Mein Vater war sehr nervös und verängstigt an diesem Tag. Er hatte das Gefühl, es würde etwas Schlimmes geschehen. Er wurde bleich, weiß. Ich nahm etwas Rouge und legte ihm ein wenig Farbe auf. Ich war verzweifelt. Ich rief: „Hör auf! Schau nicht so drein! Bitte!" und kniff ihn in seine Wangen. „Nimm den Ausweis. Sage ihnen, daß Du arbeitest und daß Du gesund bist!" Wir waren voller Angst. So stellten wir uns auf. Ohne ein Wort zu sagen, ging die SS herum, schaute in die Gesichter und zeigte mit ihren Fingern. Lastwagen standen bereit. Ein Mann der SS zeigte auf meinen Vater.

Mein Vater sagte: „Aber ich arbeite," und versuchte, seine Ausweiskarte zu zeigen. Doch dann wurde mein Vater in den Lastwagen geschoben. Mein Vater! Rufen, Schreien, Weinen half nichts, sie schlugen einen nur. Ich sagte: „Gott, hilf! Das darf nicht geschehen!"

An diesem Tage wurden wir gesegnet. Einer der Polizisten war unser Freund. Er war nicht nur einfacher Polizist, sondern Leiter einer Gruppe. Und er kannte meinen Vater, wie jeder. Aber er war unser Freund. Er zwinkerte uns zu und flüsterte: „Macht Euch keine Sorgen, Ihr werdet sehen, daß ich etwas ausrichten kann. Bleibt still und wartet!" „Aber was kannst Du tun?", fragten wir ihn. „Beunruhigt Euch nicht, wir werden Euren Vater herausbekommen!"





Auf dem Weg zu den Gaskammern.

Vergangen . . . aber nicht vergessen.

Wir sahen uns um, die Lastwagen begannen zu rollen. Ich folgte den Lastwagen, ich mußte wissen, was vor sich ging. Und plötzlich, als ich an einem Hauseingang vorbeikam, *stand mein Vater neben mir. Allmächtiger Gott!* Er zog mich in den dunklen Eingang, und wir hielten uns verborgen, bis alle Deutschen gegangen waren. Mein Vater erklärte, daß unser Freund ihm vom Lastwagen herunterhalf, als die deutschen Offiziere sich umgedreht hatten. Er hatte ihm gesagt, daß er auf die andere Seite laufen solle, und daher hatte er sich im Eingang verborgen. Wenn unser Freund nicht geholfen hätte, so weiß ich nicht, was ich getan hätte.

Für die Deutschen war auch dieses gewöhnliche Arbeit. Zusätzlich zu einem nagenden Hunger lebten wir Tag und Nacht in ständiger Angst, unter ständigem Druck. Wir wußten nicht, wann sie uns aufrufen würden. Zu der Zeit hatten wir nicht genügend Lebensmittel, um zu überleben. Hinter unserem Haus war ein kleines Stück Land, sehr grober, steiniger Boden. Ich teilte die Parzelle mit einigen Nachbarn, weil ich nicht stark genug war, um sie allein zu bearbeiten. Meine Eltern waren durch die Unterernährung zu schwach, um zu helfen. So begannen wir zusammen mit den jungen Leuten und einigen Nachbarn zu graben und die Steine zu entfernen. Wir machten einen Garten daraus und pflanzten alle möglichen Dinge an, die schnell wuchsen: Salat, Spinat, alles mögliche! Später hatten wir Rote Beete und Schalotten. Wir pflanzten alles, was schnell wuchs.

Bei der Arbeit im Büro war ich immer hungrig. Es gab nicht genug zu essen. Die Brotration im Ghetto war ein kleines, dreieckiges Stück. Wir erhielten drei Scheiben am Tag. Wenn man andere Lebensmittel zur Ergänzung hatte, so aß man etwas dazu, und nicht nur die drei Scheiben Brot. Aber wenn man monatelang, jahrelang nur Brot essen muß, so wie wir, dann reicht das nicht. Man hat ständig Hunger, und wir hatten sehr wenig außer Brot zu essen. Gelegentlich wurden uns im Ghetto einige Kartoffeln gegeben. Es gab auch Rüben.

Überschüssige Waren wurden ins Ghetto gebracht. Wie lange kann man Reis oder Suppe aus Rüben zubereiten? Was man auch tat, die Rüben raspelte oder sie auf andere Weise verwendete, so waren es immer noch Rüben. Es gab Süßtoff, aber keinen Zucker. Und statt Kaffee gab es Ersatzkaffee. Was ist das? Wenn man Korn mahlt, so bleibt die Spreu übrig, und die wurde geröstet. Wenn man dann heißes Wasser darüber gießt, wird das Wasser braun, und das soll vermeintlich Kaffee sein. Die Lage wurde so verzweifelt, daß wir den Satz nahmen — obwohl es nicht einmal mehr Satz war, sondern Abfall — und Pasteten daraus machten. Wir taten irgend etwas dazu, damit es zusammenhielt; kein Mehl, denn das gab es nicht, und so wurde es gebraten. Sechs Jahre lang sahen wir keine Eier. Es gab keine Milch, keinen Zucker oder Öl — nichts! Von Kriegsanfang sechs lange Jahre. Ja, es gab Margarine, aber sehr wenig in kleinen Zuteilungen. So streuten wir ein wenig Süßtoff in die Pasteten, damit sie nicht so bitter schmeckten. Es war nur etwas, um unseren Magen zu füllen, so daß der Hunger gestillt wurde.

Wenn wir im Büro Überstunden machten, erhielten wir eine Extraration: Brot mit einer Scheibe Wurst dazu. Ich nahm es mit nach Hause. Ich wollte es nicht allein essen. Ich brachte es mit nach Hause für meinen Vater, meine Mutter und unsere Nichte, damit wir es miteinander teilen konnten. Ich sah, daß mein Vater immer dünner wurde. Er schwand dahin. Er war bereits gebrochen und hatte keinen Mut mehr. Ich wußte, wie er unter dem Hunger litt. Er konnte sich selbst nicht helfen. Er sah uns nur an und sagte: „Oh, mein Gott, ich bin hier und kann Euch nicht einmal helfen!" Er sagte oft zu mir: „Du wirst sehen, Rosia, wenn dies alles vorbei ist, so werde ich alles wieder gut machen. Ich werde alles unternehmen, damit Du es besser haben wirst. Ich werde es an Dir wieder gut machen."

Dann schien es mir, daß ich all die anderen auf meinen Schultern tragen wollte. Weil ich jung war, wünschte ich, etwas zu tun, zu helfen.

Im Sommer war es etwas leichter, aber als der Winter kam, hatten wir nichts zum Heizen. Daher begann ich in einem Winter, unsere Möbel zu zerhacken. Für meine Eltern, besonders meinen Vater, war das eine schreckliche Sache. Er konnte es nicht tun. Ich rief: „Warum machst Du Dir Sorgen um die Möbel? Wenn wir leben, werden wir andere haben!" Er ertrug es nicht. Ich mußte ihn aus dem Zimmer jagen. Ich vertrieb alle aus dem Zimmer. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, wie ich solche Energie aufbrachte. Ich nahm den Hammer, die Axt, es muß mein Ärger gewesen sein, der mich so stark machte, und ich schlug alles entzwei. Ich sagte: „Hier, verbrennt das, damit es schließlich warm wird. Zur Hölle damit!"

Als er das sah, zerbrach er. Er begann zu weinen, und ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Aber die Lage war so verzweifelt, daß ich sogar das Geschäftsinventar zerhacken mußte. Eine Apotheke hat besondere Schränke, Schubladen und so viele Dinge. Es war ein sehr großes Geschäft gewesen, schön und groß. Aber schließlich kam es auch so weit. Wir verheizten das Holz der Möbel, und ich mußte das Geschäftsinventar zerhacken, um den Winter zu überstehen.

Mein Vater fragte: „Was machst Du?" Und ich sagte: „Papa, was können wir tun? Wir werden hier erfrieren." Ich schlug alles in Stücke und verbrannte es. Das brachte uns durch noch einen Winter. Dann kam der nächste Winter. Wir hatten das Holz verbraucht. Wir benutzten nicht die großen Öfen, weil sie zu groß waren und man dafür Kohlen benötigte. Wir mußten einfach etwas haben, um uns aufzuwärmen. So stellten wir einen kleinen, eisernen Ofen auf. Das große Ofenrohr führte durchs Zimmer. Zu der Zeit hatten wir von all den Räumen, die uns einst gehörten, nur noch die Küche und ein Zimmer, in dem wir schliefen. Es bekümmerte uns nicht mehr. Eines Tages erzählte mir jemand, daß die kleinen Öfen nur Sägemehl benötigten. So ging ich zu einer Möbelfabrik und schleppte große Säcke mit Sägemehl nach Hause. Ich stopfte es in den Ofen. Es verbrannte schnell und währte nicht lange. Aber das Ofenrohr wurde rot, und wir hatten für eine Weile Wärme. Ich tat, was ich konnte.

Es gab Kartoffelzuteilungen. Sie gaben uns erfrorene, weiche und tropfende Kartoffeln, puh! Um 5 Uhr morgens stellte ich mich für die Zuteilung an und schleppte diese Kartoffeln auf meinem Rücken, weil sonst keiner mehr die Kraft dazu hatte. Es war ein ziemlicher Weg, und ich weiß nicht, wie ich es schaffte. Gott gab mir Kraft. Als wir sie dann schälten, waren sie voll Wasser und schmeckten abscheulich. Aber es war etwas Eßbares!

Es war so viel Angst unter uns! Jede Minute fürchteten wir uns; es gab keine Lebensmittel, kein Brennmaterial, jemand konnte uns zu einem Transport aufrufen irgend etwas konnte geschehen — und so verlief unser Leben unter viel Drangsal. Ich ging zur Arbeit und versuchte so vieles zu tun, daß ich schließlich Lungenentzündung bekam. Ich wurde krank. Plötzlich hatte ich hohes Fieber. Meine Familie wußte nicht, was sie tun sollte. Mein Vater war so gebrochen, daß er zu ängstlich war, um mich zu behandeln. Er hätte mich behandeln können, aber er war zu ängstlich, um es überhaupt zu versuchen. So brachte er mich zu einem anderen Arzt. Es gab nicht allzuviele Ärzte im Ghetto. Sie untersuchten mich und sagten: „Sie hat Lungenentzündung. Die einzige Medizin, die sie heilen wird, ist Lebertran — wenn sie ihn beschaffen können!" Nun, wo sollte man das im Ghetto erhalten? Wir mußten es von außerhalb hereinschmuggeln. Das Leben meines Vaters stand auf dem Spiel, aber es kümmerte ihn nicht. Schon als ich krank wurde, war ich

sein ein und alles, er lebte nur für mich. Jemand brachte also einige Flaschen Lebertran herein.

Aber nach all den Jahren des Hungerns war ich jetzt plötzlich nicht mehr hungrig. Ich konnte nichts essen, ich konnte es einfach nicht. Sie stopften Essen in mich hinein — ihr Essen! Aber ich konnte es nicht essen. Ich weinte. Dann aber zwang ich mich selbst zu essen, weil ich mir sagte: „Du mußt gesund werden!"

Und sie bettelten: „Rosia, iß, bitte iß. Du mußt essen!" Die Eßlöffel mit Lebertran schmeckten scheußlich, so dick und fettig. Aber ich nahm sie, und es ging mir besser. Es dauerte Wochen. Ich konnte nicht gehen, so geschwächt war ich. Aber schließlich erholte ich mich.

Als die Jahre vergingen, wurde es immer schlimmer. Wir hörten die Nachricht, daß die Alliierten kämen, und es gab die Hoffnung, daß sie uns retten würden; daß es zu einem Ende kommen mußte. Dann, eines Tages, kam eine Vorladung für meine Cousine. Ich sah die Aufforderung und wußte, daß ich kein Kind mehr war. (Ich erzählte bereits; vom Tag mit jenen Fahnen an wußte ich, daß es das Ende war). Ich hatte einen Rückfall. Ich wurde sehr krank, weil ich jetzt sah, daß unsere Familie zerfiel. Bis dahin hatten wir zusammen gekämpft. Ich sagte: *„Jetzt geht es los. Wir werden jetzt einander verlieren."* Und das geschah. Diesmal half uns niemand. Sie nahmen sie mit. Papa ging, er ging zu seinem Freund, doch der war steif wie ein Brett und konnte nichts tun.

Die Deutschen sagten fortwährend: „Sie gehen nur zur Arbeit, sie gehen nur zur Arbeit." Der ganze Transport, mit unserer Nichte, fuhr aus dem Ghetto. Man fand Zettel von Leuten, die schrieben: „Geht nicht! Hört nicht auf sie! Es ist nicht wahr. Sie lassen Gas in die Autos, sie warten nicht einmal, bis die Transporte im Lager ankommen. Sie beenden ihr Leben in den Lastwagen." Es war entsetzlich. Irgendwie überlebten wir auch das. Aber wir vermißten sie so sehr, daß wir danach vor Kummer in unserem Herzen krank waren. Langsam wurde ich wieder gesund. Der Chef, für den ich arbeitete, half auch. Er half uns, die Medikamente für mich zu bekommen. Sie gaben mir einige Aufbauspritzen. Vor meiner Krankheit hatte ich den Garten bestellt und als dann der Frühling kam, wuchs bereits alles. Sie nahmen mich mit hinaus in den Garten und sagten: „Rosia, schau, alles wächst. Das hast Du so schön für uns gemacht. Es wird in Ordnung kommen. Bitte, werde gesund, Rosia, Wir haben Hoffnung!"

Mein Vater sagte laufend zu mir: „Hör, was auch geschieht, Du bist jung. Du wirst es überleben. Was mit uns geschieht, liegt in Gottes Hand, Du aber mußt leben!" Und so wurde ich nach einiger Zeit wieder gesund.

Nachrichten sickerten durch. *Vielleicht wird ein Wunder geschehen, Hilfe wird kommen.* Wir hörten dieses und jenes. Aber die Zeit verging, und wir blieben im Ghetto. So kam das Jahr 1944, es war Sommer. Sie beschlossen, das Lietzmannstadt-Ghetto aufzulösen. Die Deutschen marschierten ins Ghetto und trieben die Menschen aus ihren Häusern. Sie sagten: „Ihr werdet arbeiten, Ihr werdet arbeiten!" Ich sagte zu meinem Vater: „Wir versuchen, uns für einige Tage zu verstecken. Bitte, laß es uns versuchen!" So versteckten wir uns drei Tage lang. Wir blockierten die Türen von innen. Wir gingen nach vorne ins Geschäft und ließen die Küche und unsere Zimmer offen. So schoben wir einen großen Schrank vor die Tür. Wir konnten ihre Stimmen draußen auf der Straße hören. Wir schlossen die Fensterläden und blieben vorne im Haus. Wenn sie nur die Fensterläden geöffnet hätten, wäre es für sie möglich gewesen, uns zu sehen. Wir nahmen einige Stücke Brot, alles, was wir hatten, und fragten uns: *„Wie lange wird es reichen?"* Wir saßen nur da.

Unsere Herzen! Wir wagten es nicht, uns zu bewegen. Nur als es dunkel wurde, mitten in der Nacht, aßen wir etwas. Aber am Tage saßen wir dort wie Mäuse. Eines Tages kamen sie ins Haus, und wir konnten sie in den anderen Räumen hören. Sie begannen auf deutsch zu rufen und zu fluchen. „Wo sind sie? Sind sie alle davon? Wo sind sie?" Wir starben fast. Aber sie gingen wieder.

Wie lange kann man so sitzen und es ohne Nahrung, ohne alles, aushalten? Ich sagte: „Laßt uns noch einen Tag bleiben!" Ich konnte es nicht ertragen, von unserem Haus und unserem Zusammensein Abschied nehmen zu müssen. Jeder Augenblick war kostbar. Aber mein Vater sagte: „Nein. „Ich habe keine Kraft mehr. Ich kann nicht mehr. Was auch immer geschehen mag, es wird geschehen. Laßt uns gehen. Ich habe keine Kraft mehr zum Kämpfen." So sah ich, daß ich niemanden außer mir selbst hatte — ich stand allein — und ich konnte sie nicht zurückhalten. Sie konnten es einfach nicht länger aushalten. Sie sahen bereits so alt, so abgezehrt aus und waren doch noch jung.

Wir packten, was in unsere Rucksäcke paßte, und das war es dann. Wir drei verließen unser Haus, um in ein Arbeitslager zu kommen. Wir gingen zum Bahnhof, dem Sammelpunkt, an dem alle Menschen gesammelt wurden. Wiederum standen dort Güterwagen. Es sah aus, als wenn wir „1.Klasse" reisen würden. Nach einer Weile gaben die Deutschen jedem ein ganzes Brot. Wir erhielten einen ganzen Laib Brot! In all den Jahren im Ghetto träumten wir: „Oh, wenn wir bis zu dem Tage leben könnten, an dem wir ein ganzes Brot erhalten!" Das war unser Traum in all diesen Jahren, daß wieder ein ganzes Brot auf dem Tisch liegen würde, von dem wir abschneiden konnten, soviel wir wollten. *Falls wir bis zu dem Tag leben würden...* Und jetzt erhielt jedermann einen ganzen runden Laib polnischen Brotes. Sie gaben uns das Brot, ein Stück Margarine dazu, und dann stopften sie uns wie Sardinen in den Zug und schlossen die Türen. In den Waggons gab es nur winzige Fenster mit Gittern davor. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wohin fuhren wir? Niemand wußte es. Wir hatten weiterhin unsere Illusionen. *„Vielleicht . . . "* Wir hofften.

Eine ganze Nacht verging. Wir saßen dort zusammen und waren nicht einmal hungrig. Plötzlich sahen wir Lichter und wußten, daß wir in einen Bahnhof einfuhren. Leute kletterten hoch, um aus den Fenstern zu sehen. Sie sahen einige Menschen in gestreiften Uniformen und mit gestreiften Mützen. Dann wurden die Türen geöffnet. *„Alle Mann raus!"* Danach sahen wir in großen Buchstaben: „AUSCHWITZ". Es ist das Ende.

Viele Menschen waren im Ghetto gestorben. Wir waren bereits die Überlebenden dieses Alptraumes. Und jetzt waren wir in Auschwitz angekommen. Die Deutschen arbeiteten so schnell. Alles geschah so schnell. *„RAUS! RAUS! Alles raus! Laßt alles zurück! FRAUEN RECHTS, MÄNNER LINKS! RAUS!"*

Das war's. Mein Vater umarmte mich, er küßte mich und sagte zu mir: „Du mußt leben, Du mußt einfach leben, weil Du jung bist." *Das war das letzte Mal, daß ich meinen Vater sah.*

Alles geschah so schnell, daß mir erst viel später, als ich wieder Zeit hatte, mich zu sammeln, klar wurde, was eigentlich passiert war. Die Deutschen hatten eine besondere Methode. Die Männer begannen bereits, in Fünferreihen zu marschieren. Und die Soldaten — es waren alles große SS-Männer — standen wie Statuen da. Stattliche Männer, groß, blond und stärker als alle anderen, Befehle gebend: *„Links! Rechts! Links! Rechts!"* Wir waren im Schockzustand, in völligem Schock. Wir hatten aufgehört, Mensch zu sein, wir konnten nicht mehr denken. Nichts. Alles geschah so schnell. Sie trieben uns so schnell,

daß man keine Zeit zum Denken hatte. Wenn jemand schnell genug gewesen wäre, um davonzulaufen, so hätte es ihm doch nichts genützt. Sie hätten ihn einfach erschossen.

So marschierten die Männer ab. Die Frauen blieben stehen. Ich hielt mich zu meiner Mutter. Und dann begannen auch wir, zu marschieren. Wir kamen zur Wand der SS. Sie sagten zu meiner Mutter „Rechts!" und zu mir „Links!". Links, rechts, links, rechts. .

Ich wurde zur einen Seite gedrängt und meine Mutter, ich wollte sie festhalten. Doch dann entriß sie mir jemand und rief: „Links!" Ich drehte mich um, und sie war verschwunden. Ich sah sie nicht mehr. Wohin war sie verschwunden? Hatte sie sich in Luft aufgelöst? So schnell geschah alles.

Und das war's dann. Ich blieb zurück, weil ich jung war. Sie stießen mich: „MARSCH!"

Ich konnte nicht weinen, ich konnte nicht schreien. Ich konnte nicht kreischen, war einfach in einem Schockzustand. Ich marschierte. Wir kamen in einen großen Raum. „Alles ausziehen! Alles!" Die Frauen sahen einander an. Wir waren alle junge Frauen, neunzehn oder zwanzig Jahre alt. Es war im Jahre 1944. Ich zog mich aus, alle zogen sich aus. Die Kleider fielen herab. Wenn man im Schock ist, so weiß man nicht, was man tun soll. Wir fühlten keine Scham, wir fühlten nichts. Wir waren wie Automaten. Wir taten, was uns gesagt wurde.

Die SS-Männer und auch die SS-Frauen waren blond und dick. Sie waren groß und beherrschten uns mit ihren Stimmen, ihren Befehlen, ihren Gewehren. „Marsch!". Wir kamen an einen Tisch, der mit Papieren bedeckt und von SS-Leuten umgeben war. Sie musterten mich. Ich war völlig nackt. „Dreh dich um, vorn und hinten!" Falls sie einen Makel an meinem Körper gefunden hätten, so wäre ich in eine andere Richtung geschickt worden. Ich wurde gestoßen, und wir marschierten weiter in einen anderen Raum. Dort stand eine dicke SS-Frau. Sie hatte eine Schürze um, und mit einer Maschine rasierte sie mein Haar ab. Ich hatte langes, dickes und schönes Haar, mit Kämmen aufgesteckt. Ich nahm sie heraus, und nach einigen Minuten stand ich nur mit den Kämmen da. Ich stand und sah auf die Kämme in meiner Hand. Ich besaß einen Ring, den meine Mutter mir geschenkt hatte, ihren Ring. Doch was immer sie an einem fanden, behielten sie für sich. Da stand ich, mein Haar abgeschoren, mit nichts. Ich weinte nicht. Ich gab keinen Laut von mir. Ich konnte nicht! Plötzlich wurden wir in einen anderen Raum geschoben. Sie gaben uns Sachen zum Anziehen. Jeder erhielt einen Rock und eine Bluse, keine Unterwäsche, nichts — nur einen Rock und eine Bluse. Sie malten einen roten Strich auf meinen Rücken. Ich war vermeintlich eine „politische Gefangene". Warum, weiß ich nicht. Dann gingen wir hinaus. Wir hatten Glück, daß es Sommer war, es war noch warm. Ich denke, es war im August. Wir gingen barfuß. Ich stammte aus einer reichen Familie, aber sogar im Greuel des Ghettos hatte ich meine Schuhe behalten. Ich sah nicht mehr menschlich aus. Wir sahen alle einander an, konnten einander nicht wiedererkennen.

Sie gaben mir dort eine Nummer. Ich hörte auf, Rosia zu sein, nun wurde ich statt dessen eine Nummer. Keinen Namen mehr! Wenn sie mich aufriefen, so geschah das mit einer Zahl in Deutsch. Ich hatte Glück, denn jene, die früher angekommen waren, hatten ihre Nummer auf den Arm tätowiert bekommen. Weil ich aber so spät, im Jahre 1944, angekommen war, hielten sie sich etwas zurück.

Am gleichen Abend wurde unsere ganze Gruppe gezwungen, sich auf eine Wiese zu setzen. Die dicke SS-Frau, die die Aufsicht hatte, kam heraus. Sie stellte sich auf einen Kasten und richtete eine Rede un uns. Sie sagte: „Jetzt alle herhören! Was glaubt Ihr, was das hier ist? Ihr seid nicht ins Paradies gekommen." Wir saßen dort und waren wie betäubt. Wir wußten nicht mehr, was geschah. Sie hätten alles mit uns machen können, es hätte uns

nicht gekümmert. „Werft einmal einen Blick da hinüber, schaut rechts rüber," wies sie uns an. „Seht Ihr den Rauch aus dem Schornstein kommen? Dort verbrennen Eure Eltern. . ."

Oh, mein Gott, . . . Dort war Rauch . . . Das Krematorium . . .

Wir saßen die ganze Nacht dort. Am nächsten Morgen führten sie uns zu einer Art Baracke. Es gab Schlafpritschen, sieben Frauen auf einer Pritsche. Wie kann man das beschreiben? Dort waren drei riesige Regale. Sieben Frauen auf einer Pritsche, dann eine Trennwand, wiederum sieben Frauen, eine Trennwand und wiederum sieben Frauen, so schliefen wir zusammen auf Brettern. Dann ein zweites Regal, und ein drittes darüber. Ich stieg hinauf, weil ich mich fürchtete, unten zu sein. Es war zu nahe an der SS. Ich hatte Angst, sie würden mich verletzen, und ich wollte sie nicht sehen. Ich kletterte mit sechs anderen Frauen nach oben, und wir lagen wie Heringe nebeneinander. Dann begannen wir zu weinen, zu schreien und zu kreischen.

„Gott, wo bist Du?. . . Was tust Du? Warum haben wir das verdient?. . . Wie konntest Du das geschehen lassen? Haben unsere Väter so gesündigt? . . . Haben sie dieses verdient?"

Später kamen sie mit einem Eimer, der mit Brot gefüllt war, und warfen es uns wie Tieren zu — als wenn wir ein Käfig voller Affen gewesen wären. Am nächsten Morgen wurden wir um 5 Uhr früh herausgerufen. „Appellplatz!" Sie wollten uns zählen. Wer konnte davonlaufen? Aber nein, sie mußten alle abzählen. Die Deutschen waren fanatisch, alles mußte gerade so gemacht werden. Alles! Wir mußten uns in sehr, sehr geraden Reihen aufstellen, wie Soldaten in einer Armee. Wir fühlten uns wie Tiere, als wenn jemand in den Zoo käme, uns anzuschauen. Es gab Ansprachen, und sie zählten uns mehr als eine Stunde lang. Dann befahlen sie, daß wir uns auf den Boden setzen sollten. Erst dann entschieden sie sich, uns etwas zu essen zu geben. In jeder Gruppe von fünf erhielt der erste einen großen Topf Suppe ohne einen Löffel. Dicke, heiße Suppe. Aber wie sollten wir sie essen? Mit unseren Händen? Man verbrannte sich. Aber einige unserer jungen Leute hatten keine Beherrschung mehr. Sie waren am Verhungern. Einige konnten sich nicht beherrschen und nahmen die Suppe mit ihren Händen, wie Tiere. Die Wachen standen dort und amüsierten sich über den Anblick. Das war eine der Möglichkeiten. Es gab genügend andere, grauenhafte Dinge, mit denen sie sich die Zeit vertrieben.

Ich wartete bis zuletzt. Ich war immer die letzte. Ich drängte mich nie nach vorne. Ich wollte nicht geschlagen werden. Ich konnte es nicht vertragen, wenn sie mich verspotteten. Ich dachte, ich würde eher sterben, als mit meinen Fingern zu essen. Ich rührte es nicht an, bis sie mit Löffeln kamen.

Wir waren zwei Wochen lang in Auschwitz. Unser Tagesablauf war immer genau der gleiche. Es gab sogar bestimmte Zeiten, an denen man uns erlaubte, zur Toilette zu gehen. Und sogar dann mußten wir wie Soldaten marschieren. Die Toiletten befanden sich draußen, primitiv, einfach Löcher. Jedesmal wurden wir beobachtet. Einmal am Tag warfen sie uns Brot zu, einmal täglich gab es heiße Suppe. Sie riefen und schrien fortwährend auf uns ein und schlugen uns.

Wir befanden uns in dem Teil von Auschwitz, über den man gelesen hat, in Birkenau, dem übelsten Teil. Ab und zu kam jemand mit höherem Rang, um uns zu untersuchen, sich einen Überblick über das Material zu verschaffen. Jedesmal wurden wir herausgerufen, uns wurde befohlen, uns auszuziehen und uns vor den Männern aufzustellen. Und sie musterten uns. Wenn wir noch gesund waren, durften wir in unsere Käfige zurückkehren. Wer nicht so gesund war, wurde ausgesondert, und wir sahen sie nie wieder.

Eines Tages schickten sie uns auf einen Marsch. Sie brachten uns an einen Ort, wir

wußten nicht wo. Es dauerte lange. Wir gingen, wir saßen, wir marschierten, wir saßen. Sie gaben uns etwas Wasser und ein Stück Brot. Zuletzt erreichten wir ein schönes Gebäude — es war das Krematorium. Da sagten sie zu uns: „Ihr werdet duschen." Uns wurde dann ein Handtuch und ein Stückchen Seife gegeben. Hast du jemals die kleinen Seifenstücke gesehen „Reines Judenfett"? Im Holocaust-Museum kann man sie sehen. Sie wurden aus menschlichem Fett hergestellt.

Dann gingen wir hinein. In einer Weise kümmerte es uns nicht mehr, was sie mit uns machten. Zu dem Zeitpunkt hatten wir längst aufgehört, Menschen zu sein. Uns kümmerte nichts mehr. Wir hatten keine Kraft zu kämpfen, davonzulaufen oder irgend etwas zu tun. Wir wünschten zu sterben, wir wollten sterben. Wir gingen hinein, und sobald wir die Duschen sahen, dachten wir: „Entweder wird Wasser oder Gas herauskommen!" Dessen waren wir uns gewiß! Dort gab es schwere Eisentüren wie bei Panzerschränken. Wir befanden uns wirklich im Krematorium!

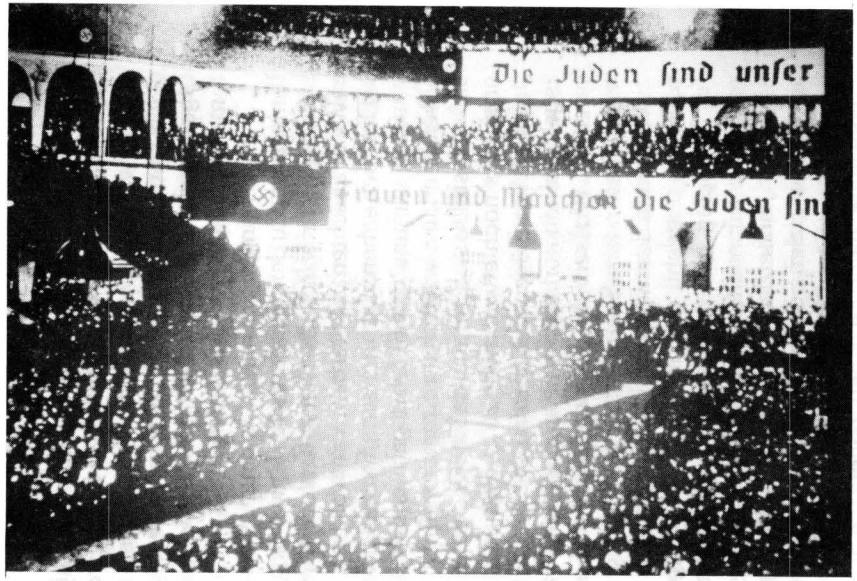
Es stellte sich heraus, daß sie uns dorthin gebracht hatten, um uns zu erschrecken; nur um uns noch etwas mehr zu quälen und aus keinem anderen Beweggrund als zu ihrem reinen Vergnügen. Sie hatten bereits beschlossen, daß sie uns weiterhin als Arbeitskräfte gebrauchen konnten, weil wir noch jung waren und bereits so viele Selektionen hinter uns hatten. *Wasser kam aus den Duschen.* Sie wußten, was sie mit uns taten. Sie durchliefen eine besondere Schulung zur Zerrüttung des menschlichen Verstandes, der Menschenwürde und des menschlichen Geistes. Wir waren nur Kitt in ihren Händen. Wir hatten das Ghetto überlebt, die Trennung, den Hunger, und jetzt dies! Es war ihr großer Abschluß.

Tropfen kalten Wassers kamen heraus. Das Duschen dauerte eine Minute. Dann wurden wir nackt in einen Raum gedrängt. Sie wiesen uns an, einige Unterwäsche zu nehmen, außerdem einen Baumwollschlüpfer, ein Kleid und ein Paar Schuhe. Es waren keine normalen Schuhe, sondern Holzschuhe; aber keine modischen Holzschuhe, wie man sie heutzutage trägt. Sie hatten eine Sohle aus Holz und der Rest war aus Segeltuch. Als ich versuchte, damit zu gehen, dachte ich, ich würde mir die Beine brechen.

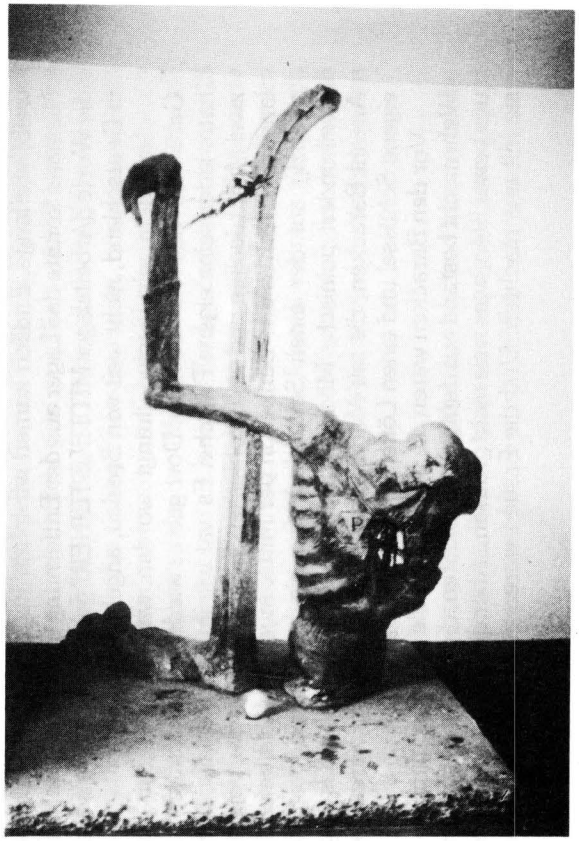
Nachdem wir angezogen waren, gaben sie uns eine Portion Brot und schickten uns zu den Zügen, in die gleichen „Luxuswagen". Sie brachten uns irgendwo hin. Sie brauchten uns natürlich nicht zu sagen, wohin es ging. Wir fuhren und fuhren, Tag und Nacht, wer weiß, wie lange. Endlich kamen wir in ein Lager in einem von Bergen umgebenen Tal. Niemand konnte das Lager aus der Entfernung erkennen. Über einem riesigen Tor waren die Worte „Arbeitslager MITTELSTEINER" geschrieben. Wir waren in einem Arbeitslager in Deutschland, nicht weit von Breslau, angekommen.

Nachdem wir hineingedrängt worden waren, sahen wir neue, schnell errichtete Gebäude, wie Holzbaracken. Dort gab es wieder Holzpritschen in drei Etagen, aber jetzt hatte jeder seine eigene Pritsche. Es war wie im Paradies! Jeder erhielt einen Strohsack, zwei Militärdecken und ein Strohkissen. Kann man sich das vorstellen? Die Räume waren lang, mit Tischen und Bänken in der Mitte. In jeder Hütte befanden sich vierzig Frauen, zwanzig auf der einen Seite und zwanzig auf der anderen. Wir waren zusammen zweihundert polnische Mädchen. Auf der anderen Seite des Lagers gab es die gleiche Anzahl Baracken, die mit Mädchen aus Ungarn belegt waren. Jede Person erhielt ihre eigene Schüssel und einen Löffel — Luxus!

Vor den Baracken waren die SS-Frauen. Sie waren schlimmer als die SS-Männer. Die Wehrmacht bestand aus deutschen Soldaten, die noch menschliche Wesen waren. Als sie uns bewachten, waren sie nicht grausam. Aber die SS hatte reines Vergnügen an dem, was sie mit uns machten. Und die Frauen waren alle Huren, Prostituierte. Sie hatten auch



Tausende versammeln sich im Nazi-Deutschland unter antijüdischen Bannern.



Auschwitz

Eingangstor nach Auschwitz: „Arbeit macht frei".

Vorteile durch das Essen, das ihnen zugänglich war. Jede von ihnen war dick. Sie wußten, daß alle anderen dem Verhungern entgegengingen, daher aßen sie die doppelte Portion. Wir waren alle Haut und Knochen. Zu der Zeit war mein Haar noch nicht nachgewachsen. Ich sah entsetzlich aus. Am nächsten Morgen sagte man uns, daß wir in die Fabrik gehen und arbeiten sollten. Wir mußten um 5 Uhr früh aufstehen. Die Betten mußten gemacht werden. Wenn wir zur Arbeit gingen, mußten die Decken, mußte alles perfekt sein, wie bei den Soldaten. Die SS kam und kontrollierte. Falls eine ihr Bett nicht ordentlich und genau gemacht hatte, gab es für sie kein Essen. Daher ordnete jede um 5 Uhr morgens verzweifelt ihr Bett. Dann mußten wir uns aufstellen, um eine Stunde lang gezählt zu werden. Um 6 Uhr war Abmarsch, wir marschierten zur Fabrik. Ich weiß nicht, wie viele Kilometer es waren, aber es dauerte über eine Stunde. Dann standen wir und arbeiteten für den Rest des Tages. Zum Schluß wurde uns eine Schüssel Suppe und ein Kanten Brot gegeben. Das war unsere tägliche Mahlzeit. Jeden Tag wurden wir von den SS-Frauen zur Fabrik geführt. Im Winter war es schrecklich, weil wir nur die klotzigen Holzschuhe hatten und der Schnee an den Schuhen hängen blieb. Trotzdem mußten wir in perfektem Rhythmus marschieren: „Eins — zwei — drei, eins — zwei — drei . . ." Wer sich beklagte oder aus dem Gleichschritt kam, wurde geschlagen.

Als wir dort ankamen, sahen wir andere politische Gefangene, die anders als wir behandelt wurden. Sie starrten uns an, weil sie noch nie eine Gruppe junger Mädchen mit kahlgeschorenen Köpfen gesehen hatten. Ihnen wurde gesagt, daß wir Mörderinnen von übelster Sorte wären. Ihnen war es verboten, mit uns zu sprechen.

In der Fabrik hatten sie große Maschinen, sie stellten Flugzeugteile her. Wir mußten lernen, die Maschinen zu bedienen. Ich erhielt die Verantwortung für eine Maschine. Wir durften keine Fehler machen, weil es Präzisionsarbeit war. Wir wurden für jeden Fehler bestraft. Dort war ein Deutscher, kein Soldat, sondern ein Zivilist. Sie nannten ihn „Meister", und er hatte die Aufsicht über fünf Maschinen. Ihm war nicht erlaubt, mit mir zu sprechen — nur mir zu erklären, was ich zu tun hatte — das war alles. Die SS-Frauen beobachteten uns. Uns war nicht gestattet, uns mit anderen Leuten zu unterhalten. Ich stand an der Maschine. Der Meister wußte eigentlich, daß er nicht mit mir sprechen durfte. Aber er war so anders. Als er auf die Maschine blickte, flüsterte er mir auf deutsch zu: „Warum haben sie Dich rasiert? Warum machten sie das mit Euch? Warum rasierten sie das Haar von Euren Köpfen?" Ich antwortete ihm: „Wissen Sie das nicht? Weil wir Juden sind." Ich verbarg nichts. Er sagte nichts mehr. Er zeigte mir nur, wie ich meine Arbeit ausführen sollte. Für mich war die Arbeit leicht verständlich.

Zu der Zeit des Krieges waren Lebensmittel auch für das deutsche Volk rationiert, aber irgendwie hatte der Meister Mitleid mit mir. Er ließ eine Birne oder eine Schüssel mit etwas darin auf dem Tisch stehen. Wenn er dann an mir vorbeiging, flüsterte er mir zu: „Nimm das. Es ist für Dich." Einmal ließ er sogar eine Scheibe Brot liegen! Noch etwas anderes geschah. Von Zeit zu Zeit, während der Nacht, träumte ich von meinem Vater, und wenn ich dann am nächsten Morgen erwachte, fühlte ich mich froh. Jedesmal, wenn ich von meinem Vater geträumt hatte, geschah am gleichen Tag etwas Positives in der Fabrik. Es war, als ob mein Vater oder Gott über mir wachte. Eines Tages, nach einem Traum, wurde meine Nummer aufgerufen, als ich in der Fabrik arbeitete. Ich mußte mich bei dem Leiter des ganzen Unternehmens melden. Er rief meine Nummer auf! Ich dachte, es sei mein Ende. Sie erzählten einem nie, was geschehen sollte, weil das zu menschlich gewesen wäre. Sie riefen meine Nummer und die Nummern von zwei anderen Mädchen auf. Als wir ihm folgten, dachte ich: „Werden sie uns rauswerfen? Uns schlagen? Haben wir etwas falsch

gemacht?" Er brachte uns in einen Speisesaal irgendwo in der Fabrik. Wir sollten uns setzen, und dann gab man uns eine Schüssel Suppe. Verwundert sagte ich mir: *„Oh Gott, mein Vater wacht über mir. Er hat mir befohlen, zu leben!"* Ich hatte so ein deutliches Gefühl, daß mein Vater mit mir war.

Man sagte uns, daß wir so viel essen könnten, wie wir wollten, soviel wir essen könnten. Zu der Zeit war unser Magen geschrumpft, und mehr als eine Schüssel Suppe schafften wir nicht.

In einer anderen Nacht träumte ich wieder von meinem Vater. Am nächsten Morgen wurde plötzlich wiederum meine Nummer aufgerufen. Abermals! Zusammen mit einigen anderen Mädchen wurde ich in ein Zimmer gebracht. Ein Mann kam herein und fragte uns: „Wer kann Deutsch lesen und schreiben?" Das konnte ich, und zwar das richtige Deutsch, denn ich hatte eine Ausbildung gehabt. Ich erwiderte: „Ich kann es." „Schreibe Deinen Namen." Er ist plötzlich an meinem Namen interessiert? „Schreibe Deinen Namen und Deine Adresse auf!" Er gab mir einen Bleistift. Ich schrieb es auf und wurde gewählt. Es waren auch andere Mädchen da, aber ich wurde gewählt, und das mit Namen. Er sagte tatsächlich „Rosia!". Er gab mir einen kleinen Tisch, ich setzte mich hin, und von nun an schrieb ich jeden Tag für ihn auf deutsch. Von Bedeutung war, daß ich nicht mehr den ganzen Tag stehen mußte. Ich mußte meine Kräfte nicht mehr verbrauchen. Das war ein Geschenk, weil ich durch die kleinen Rationen bereits am Verhungern war. Ich wurde immer schwächer. Ich hätte kaum überleben können. Und jetzt durfte ich sitzen! Wenn wir abends ins Lager zurückkehrten, erhielten wir eine Schale mit Suppe. Einige der Mädchen genossen nicht, was sie erhielten. Sie aßen so schnell in der Hoffnung, daß noch etwas übrig sein würde, und sie mehr erhalten würden. Sie erhielten mehr Suppe, aber die SS-Frauen machten ein Schauspiel für sich daraus. Sie nahmen einen dicken Stock und schlugen die jungen Mädchen auf den Hintern, während sie sich über den Kessel beugten, um mehr zu essen. Eine Lage, die ich niemandem wünsche und die niemand je erleben sollte, ist das Gefühl des Verhungerns. Wenn ein Mensch nicht nur hungert, sondern am Verhungern ist, hört er auf, Mensch zu sein. Es ist unmöglich. Der Mensch wird zum Tier. Man darf darüber nicht überrascht sein. Man kann nicht sagen: „Schau dir das an, guck mal, was sie macht: sie ißt mit ihren Fingern, das ist unhöflich." Nein, es tut mir leid, aber wir sind dann alle gleich. Es ist nur so, daß diejenige, die sich mit ihrer ganzen Kraft beherrschen konnte, einfach sagte: „Es kümmert mich nicht, was geschehen wird. Ich kann das nicht." Ich konnte nicht dahingehen wie einige der anderen. Ich dachte, es sei besser, die Schale, die ich erhalten hatte, zu genießen, statt dahinzugehen, für mehr zu kämpfen und geschlagen zu werden. Es geschah oft, daß den Mädchen durch die Schläge der SS Rippen gebrochen wurden, und sie ins Krankenrevier kamen.

Wir hatten im Lager ein Krankenrevier. Eines unserer Mädchen war Krankenschwester und wurde so „Ärztin" im Lager. Sie war aus Ungarn. Das Krankenrevier nahm sich leichter Fälle an. Nur Fälle, die im Laufe von drei Tagen im Krankenrevier behandelt werden konnten, wurden angenommen. Sonst wurde man fortgebracht. Sie behandelten keine ernsten Fälle.

So wurde ich krank. Plötzlich hatte ich hohes Fieber, Schüttelfrost und mußte ins Krankenrevier gehen. Ich dachte: „Was geschehen soll, soll geschehen." Ich kämpfte nicht. Es kümmerte mich nicht mehr. Ich sagte mir: „Wenn Gott will, daß ich leben soll, dann werde ich leben. Wenn nicht, werde ich einfach sterben. Ich kann nicht mehr kämpfen. Ich habe keine Kraft." Während ich im Krankenrevier lag, freundete ich mich mit der ungarischen „Ärztin" an. Vielleicht hatte Gott mich für drei Tage dorthin gebracht, weil sie

mir dreimal täglich Suppe gaben, auch Brot, und ich ruhen konnte. Sonst fehlte mir nichts. Ich brauchte Ruhe. So wurden wir Freundinnen. Sie merkte, daß ich ein intelligentes Mädchen war, und ich erzählte ihr über meine Herkunft. Irgendwie gewann ich Gefallen in ihren Augen. Sie erinnerte sich sogar an mich, nachdem ich das Krankenrevier verlassen hatte. Einmal gab sie mir sogar ein extra Unterhemd, so daß ich mich wärmer kleiden konnte. Das war etwas Kostbares. Ein anderes Mal, als ich so schwach war, daß ich kaum noch gehen konnte, ging ich zu ihr und fragte sie: „Würdest Du mir bitte eine extra Schale Suppe oder etwas anderes zu essen geben? Ich fühle, daß es mit mir einfach zu Ende geht und ich nicht überleben werde." Sie gab es mir.

An Sonntagen mußten wir wie an jedem anderen Tag um 5 Uhr morgens gezählt werden. Dann, nachdem wir dort eine oder zwei Stunden im Regen, Schnee oder anderem Wetter gestanden hatten, gehörte der Rest des Tages uns. Wir wuschen die wenigen Kleidungsstücke, die wir hatten, und wir unterhielten uns. Wir halfen einander. Wir erfuhren, daß die Deutschen Kartoffeln in der Erde vergraben hatten, um sie vor dem Frost zu schützen. So machten wir mitten in der Nacht unsere Runden. Falls der Scheinwerfer uns erwischt hätte, wer weiß, was geschehen wäre. Wir unternahmen Runden und gruben mit unseren Händen Kartoffeln aus, die wir miteinander teilten. Meistens sprachen wir über Essen. Wir träumten von Dingen, die wir gerne essen würden. Sie wußten, daß ich singen konnte und einige polnische und deutsche Lieder kannte. Oft sagten sie: „Rosia, sing' uns etwas vor!" So sang ich ihnen etwas vor.

Eine jüdische Frau hatte die Aufsicht in unseren Baracken, und die SS gab durch sie ihre Befehle. Sie schlug uns nie, sondern warnte uns nur: „Bitte, macht das, seid so gut, ich möchte nicht, daß Ihr geschlagen werdet!" Wir taten ihr so leid, und sie tat ihr Bestes. An einem Tag, als ich sang, kam sie herein, und ich hörte auf. Aber sie hatte mich gehört. „Sing' weiter, ich möchte Dich singen hören", sagte sie. Ich hatte auch Angst vor ihr, aber ich sang. „Wunderschön!" rief sie aus. „Wie heißt Du?" Ich sagte ihr meinen Namen. (Ihr Name war Helen). „Rosia, würdest Du ein Mal wöchentlich in das Krankenrevier kommen und einige Lieder singen, um die kranken Frauen dort aufzumuntern?" „Ist das möglich?", fragte ich sie. „Willst Du, daß ich das tue?" „Ja, ja", versicherte sie mir. „Ich mag Deine Stimme sehr. Komm hin und singe für sie!" Jedesmal, wenn ich zum Singen kam, gab sie mir eine extra Schüssel mit Suppe. So sang ich für mein Abendessen!

Eines Tages, als ich im Krankenrevier sang, kam eine SS-Frau herein. Ich mußte weitersingen. Ich sang ein deutsches Lied, es war schön. Noch jetzt erinnere ich mich an diese Lieder! Die SS-Frau hatte ein so böses Gesicht. Nach all diesen Jahren würde ich sie wiedererkennen. So ein gemeines Gesicht. Sie war noch nicht so alt, in den Vierzigern. Sie war ein gemeines Ding und ging immer mit einem großen Hund, einem Schäferhund. Den Hund nannte sie „Mensch". ICH war der Hund. Wenn sie wütend war, ließ sie einfach den Hund auf einen los.

„Wer ist das?", brüllte sie. „Wer wagt es, ein deutsches Lied zu singen?" Aber dann wurde sie milder. Ihr gefiel es. „Wo hast Du das gelernt?" Sie konnte es sich nicht vorstellen. Das Singen half mir. Ich konnte ein Mal in der Woche eine extra Schüssel Suppe essen. Gott war mit mir. Mein Vater war mit mir. Diese kleinen Dinge halfen mir, zu überleben.

Eines Tages kam die SS-Frau in die Fabrik, um einen Blick auf uns zu werfen, um zu sehen, was ihre „Hunde" dort machten. Sie sah mich schreibend an einem Tisch sitzen. Sie wurde wütend! Ich zitterte vor Angst. Sie ging direkt zum Leiter der Fabrik, dem Mann, der mir dort meinen Platz gegeben hatte. Dachte sie vielleicht, ich hätte allein entschieden, dort zu sitzen und zu schreiben? Er besänftigte sie und sagte ihr: „Beruhigen Sie sich! Wir

brauchen sie dort. Sie kann Deutsch lesen und schreiben. Ich brauche sie dort, laßt sie in Ruhe!" Wir marschierten an dem Abend zurück ins Lager. Ich befand mich in der letzten Reihe, und plötzlich rief sie meine Nummer auf. Ich dachte: „Oh Gott, jetzt geschieht es." Sie konnte mit mir machen, was sie wollte. Sie brauchte nicht auf den Leiter der Fabrik zu hören. Sie gehörte der SS an, sie stand über ihm.

„Hm!" knurrte sie. Sie blickte an mir auf und ab. „Stelle Dir vor, sie schreibt!" beschwerte sie sich bei unserer Helen. „Sie sitzt nur da und schreibt!" Nachdem sie mich einige Minuten verhöhnt hatte, ließ sie mich auf meinen Platz zurückkehren.

Später kam Helen mit einem Lächeln auf dem Gesicht und fragte mich aus. Als ich ihr erklärte, was geschehen war, sagte sie: „Wie schön! Ich freue mich für Dich!" All diese kleinen Dinge, eine Schüssel Suppe hier, ein freundliches Wort dort, alles half mir zu überleben.

Oft hörten wir Kriegsflugzeuge über uns, und wir beteten zu Gott: „Laß sie hier ein paar Bomben abwerfen, wir haben es satt, wir können es nicht mehr ertragen." Trotz all der kleinen Ermunterungen kam es jeden Morgen zu dem Punkt, an dem ich meine Füße nicht mehr hoch bekam. Ich konnte nicht gehen. Ich war nur noch Haut und Knochen. Wenn man mich anblickte, so sah ich nicht mehr wie ein menschliches Wesen aus. Ich war zwanzig Jahre alt und ähnelte einem Brett. Meine Haut glich einer 120 Jahre alten Frau, runzelig und braun. Mein Haar wollte nicht nachwachsen. Ich trug ein Kopftuch. Ich hatte ein Stück aus meinem Rock gerissen, um den Kopf zu bedecken, weil ich so schrecklich aussah. Ich konnte einfach nicht mehr, wir schleppten uns nur noch herum. Wir waren keine Frauen mehr, wir hatten kein Gefühl, nichts.

Anfang 1945 beschlossen sie, Mittelsteiner aufzulösen. Sie teilten uns in zwei Gruppen auf. Sie mußten etwas mit uns machen. Ich stand auf der einen Seite und dachte: „Oh, mein Gott." Die SS zeigte auf meine Gruppe: „Diese Gruppe bleibt hier. Wir werden einen anderen Ort für sie finden. Die andere Gruppe werden wir woanders hinbringen."

Dann unternahm ich zum ersten Mal etwas aus eigener Initiative. Ich ging zur Gruppe auf der anderen Seite, zu der Gruppe, die Mittelsteiner verlassen sollte. Ich hatte genug von Mittelsteiner und nahm diese Chance wahr. Wieder pferchten sie uns in Güterwagen, und wir begannen die Reise. Es war Winter. Sie brachten uns in die Tschechoslowakei, in ein anderes Arbeitslager. Dieses Arbeitslager bestand bereits, und es gab dort eine große Anzahl Frauen. Wiederum brachten sie uns in Baracken mit den gleichen Verhältnissen unter. Aber sie schickten uns nicht mehr zur Arbeit. Sie gaben uns nur unsere tägliche Suppenration. Es ging bereits dem Ende entgegen. Sie hatten keine Arbeit für uns. Sie wußten nicht richtig, was sie mit uns machen sollten.

Zu dem Zeitpunkt konnte ich es wirklich nicht mehr ertragen. In der Tat betete ich jeden Abend: „Gott, bitte, laß mich für immer schlafen. Bitte. Ich kann nicht mehr. Ich habe keine Lebenskraft mehr." Ich konnte nicht mehr gehen. Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich nur eingeschlafen und nie wieder aufgewacht wäre. Ich betete, daß dies geschehen möge, aber ich wachte jeden Morgen wieder auf.

Auf diese Weise verbrachten wir einen oder zwei Monate, nur wartend. Dann bekamen wir die ersten Dinge zu hören. Die tschechischen Partisanen brachten die Nachricht zu uns durch, daß der Krieg zu Ende ging. „Haltet aus! Es ist fast vorüber. Ihr werdet leben!"

Die Deutschen hielten uns fast bis zum letzten Tag fest. Am 5. Mai kapitulierten die Deutschen. Sie behielten uns bis zum 1. Mai, fast bis zur letzten Minute. Andere Gebiete waren bereits befreit worden. Zum Schluß hatten wir Angst, daß sie uns herausholen und einfach töten würden. Es war ein großes Lager mit vielen Frauen. Sie wußten nicht, was sie

mit uns machen sollten! Sie zählten uns weiterhin jeden Tag, aber wir konnten ihre Verwirrung sehen. Wir hatten große Angst, aber in einer Art bedeutete das nicht mehr so viel für uns, wir hatten nicht menr die Kraft oder den Willen zum Leben.

Eines Tages erwachten wir morgens, wir zogen uns an und bemerkten, daß sie uns nicht zur Zählung riefen. Wir blickten aus dem Fenster, und plötzlich sahen wir die SS-Frauen in Zivil auf Fahrrädern aus dem Lager flüchten! Ich sagte mir: „Nein, das kann nicht sein. Ich bilde mir das ein. Es kann nicht wahr sein. Sie gehen einfach? Sie lassen uns allein?" Ich rief den anderen Mädchen zu: „Mädchen, kommt her, seht Euch das an. Laufen sie davon? Gehen sie einfach fort und verlassen uns?"

Als ich am Fenster stand und hinausblickte, erkannte ich, daß dies das Ende des Krieges war und ich noch lebte. Meine erste Reaktion war, hysterisch zu werden. Weinen, schreien, nicht lachen. Ich hatte in den vorangegangenen Jahren nie geweint. Es war mir unmöglich gewesen. Aber an diesem Tage, in diesem Augenblick traf es mich. *„Gott, ich bin ganz allein in dieser Welt... ich habe niemanden... Wohin soll ich gehen? Was soll ich jetzt anfangen?"*

Wir mußten noch einige Tage im Lager bleiben, weil das Chaos außerhalb des Lagers furchtbar war. Die Deutschen flohen, liefen davon. Die Partisanen kamen in unser Lager und sagten uns: „Geht noch nicht auf die Straßen, geht nicht aus dem Lager, hier seid Ihr sicher. Die Russen kommen. Wartet hier. Es ist zu gefährlich. Die Deutschen könnten Euch noch in letzter Minute töten. Wir werden Euch helfen. Wir werden Euch etwas Nahrung bringen!"

Die Deutschen waren nicht mehr die Herren im Lager. Wir gingen in die Küche, gruben einige Kartoffeln aus und nahmen uns, was wir nehmen konnten. Ich konnte nicht einmal essen. Ich hatte keinen Hunger mehr. Das war auch mein Glück, weil einige der Mädchen so hungrig waren, daß sie sich überaßen. Sie bekamen die Ruhr, sie wurden krank und starben. Ich war nicht hungrig. Ich wußte, ich war frei, daß ich genügend erhalten würde. Ich wußte, daß ich mich wegen des Essens nicht zu zerreißen brauchte. Mir genügte eine Kartoffel am Abend.

Am ersten Abend nach der Befreiung entfachten wir ein großes Feuer in dem eisernen Ofen, der in der Mitte unseres Raumes stand. Wir rösteten Kartoffeln und sangen hebräische Lieder. An dem Abend saßen wir um das Feuer und sangen „Hava Nagila" auf hebräisch:

„Hava nagila, hava nagila, hava nagila, wenismecha.
Hava ne ranena, hava ne ranena. Uru, uru achim, uru
achim be lev sameach, uru na achim be lev sameach."

„Kommt und laßt uns fröhlich sein, kommt und laßt uns singen!"

Wir waren halbtot, wir waren nur Haut und Knochen, jede von uns, und doch sangen wir noch „Hava Nagila". Das war am 1. Mai 1945. Das heißt, jung im Herzen zu sein!

Nachdem wir noch einige Tage im Lager gewartet hatten, waren meine Kräfte wiederhergestellt, und ich wurde wieder die Anführerin. Ich sagte zu meinen Freundinnen: „Wollt Ihr weiterhin in diesem Lager bleiben? Los, laßt uns von hier verschwinden. Ich weiß nicht, wohin aber wir werden sehen. Laßt uns wenigstens *gehen*. Jetzt sind wir frei, und alles andere bedeutet nichts. Es muß in der Nähe ein Dorf geben, wo einige Leute wohnen. Laßt uns gehen und sehen, ob die Leute uns helfen können!"

So marschierten wir los, auf unseren Holzschuhen, in unserem lumpigen Zeug. Die Leute erschraken bei unserem Anblick. Wir sahen schrecklich aus, wir waren nur noch Haut und Knochen. Wir waren fünf Mädchen, aber zu dem Zeitpunkt waren wir keine Mädchen mehr — fünf Frauen. Es gab noch Deutsche in der Tschechoslowakei, die dort lebten. Die jungen Leute waren geflohen, die Soldaten waren geflohen, aber die Alten konnten nicht davonlaufen. Die Straßen waren voller deutscher Soldaten, die sich auf der Flucht befanden. Sie hatten Angst vor den Russen, weil sie wußten, daß sich die Russen rächen würden. Die Deutschen hatten keine Angst vor den Amerikanern oder Engländern, aber unser Teil der Tschechoslowakei wurde von den Russen befreit.

Wir benötigten Nahrung und Kleidung, wir brauchten ein Bad, wir wollten uns wieder wie Menschen fühlen. Wir klopften an eine Hüttentür, und eine alte deutsche Frau öffnete die Tür. Sie begann zu zittern, sie hatte Angst, und ehe wir ihr etwas sagen konnten, rief sie aus: „Ich wußte von nichts! Ich wußte nichts!" Sie wußte sofort, wer wir waren. Ich sagte ihr auf deutsch, daß wir nicht daran interessiert waren, ob sie etwas wußte oder nicht. „Gib uns etwas zu essen und Kleidung, das ist alles, was wir brauchen." Sie hatte Angst. Ich gab ihr nicht die Schuld für unser Aussehen, aber wir traten ein, und sie ging, um uns etwas zu essen zu machen.

Plötzlich wurde ich kühn. Ich hatte die Freiheit geschmeckt und wußte, daß für uns der Alptraum zu Ende war. Ich sagte zu ihr: „Wir haben seit Jahren kein Ei gesehen. Wir möchten Eier, wir möchten Milch, wir möchten Brot und Butter!" Sie hatte alles, weil sie nahe beim Dorf wohnte, und bereitete es für uns zu. Dann setzten wir uns und aßen, soviel wir konnten. Danach fand sie einige Kleidungsstücke für uns, und wir verließen ihr Häuschen. Sie war sehr dankbar, daß wir keine Russen waren. Die hätten sie umgebracht. Wir fragten nach der Hauptstraße ins Dorf, um dorthin zu gelangen. Sie sagte es uns, und wir setzten unseren Weg fort.

Wir kamen im Dorf an. Dort befanden sich nur Tschechen. Sie wußten auch sofort, wer wir waren, als sie uns sahen. Der Bürgermeister begrüßte uns. „Gut, daß Ihr zu uns gekommen seid," sagte er, „Wir wollten hinausgehen, um nach Euch zu sehen und herausfinden, wie wir helfen könnten." Sie wußten, daß wir aus dem Lager kamen. Dann sagte er uns: „Wir müssen Euch wiederherstellen. Ihr habt keine Kraft, um irgendwo hinzugehen. Ihr seid zu schwach, um etwas zu tun. Wir können Euch nicht alle in einem Haus unterbringen, weil Ihr zu fünft seid. Vertraut Ihr uns, wenn wir Euch bei verschiedenen Leuten unterbringen?" Wir stimmten zu, und so luden uns verschiedene Familien ein. Ich wurde von einer Familie mit nach Hause genommen, die eine Tochter in meinem Alter und noch einen jüngeren Sohn hatte. Sie waren wunderbar. Sie waren wirklich nett. Die echten Tschechen, sie waren soviel besser als die Polen. Sie waren besser als alle anderen. Ich habe immer noch ein Bild von dieser Familie. Ich war vier Wochen bei ihnen. Sie wollten mich adoptieren. Sie wollten, daß ich bei ihnen bleiben sollte. Es schmerzte sie, was mit uns geschehen war. Sie wußten, was geschah und konnten nichts dagegen tun. Als sie mich mit meinem geschorenen Kopf sahen, gab mir die Mutter sofort ein hübsches Tuch als Kopfbedeckung. Sie wußte, daß ein Mädchen sich schämen würde, so auszusehen. Mein Haar war inzwischen etwas nachgewachsen, aber ich konnte noch keinen Kamm gebrauchen. Sie sagten fortwährend: „Oh Gott, was hat man Euch angetan!"

Sie gaben uns zu essen, kleine Portionen, magere Kost, so daß wir nicht krank wurden. Mit dem Frieden und der Liebe, der Zuneigung, die sie mir schenkten, begann ich wirklich aufzublühen. Meine Haut erholte sich. Ich nahm an Gewicht zu. Ich war nicht mehr nur

Haut und Knochen. Mein Busen entwickelte sich wieder. Ich sah wieder wie eine junge Frau aus! Und ich lernte die tschechische Sprache recht schnell. Am Ende der vier Wochen war ich ein Mitglied der Familie, und sie wollten mich gern behalten. Aber ich sagte zu ihnen: „Ich wurde von meiner Mutter und meinem Vater getrennt." Sie kannten meine Geschichte, ich hatte ihnen alles berichtet. Sie wollten es wissen. „Vielleicht wurde mein Vater nicht verbrannt. Vielleicht befindet er sich irgendwo. Es ist meine Pflicht, nach ihm zu suchen und es herauszufinden. Ich habe keinen Frieden, wenn ich nichts unternehme. Ich muß fort und suchen. Ich muß nach ihm sehen. Ich muß in eine Hauptstadt und von dort nach Lodz reisen, um zu sehen, was geschieht. Ich kann nicht einfach hier im Dorf bleiben. Vielleicht werde ich jemanden treffen, der ein paar Informationen hat. Ihr müßt mich ziehen lassen. Ihr müßt mich verstehen. Ich bin Euch so dankbar. Ihr habt wirklich so viel für uns getan. Ihr seid so nett zu uns gewesen." Dann brachten sie tatsächlich Musik. Sie spielten und sangen für uns, um uns aufzuheitern, damit wir nicht so traurig sein sollten. Sie wußten von dem Trauma in unserem Leben. Sie taten alles für uns, sie waren wunderbar, und ich liebte sie.

Ich wollte versuchen, zurück nach Polen, nach Lodz zu kommen. Dort konnte ich Juden treffen, ich konnte etwas herausfinden. Aber nach der Befreiung war das Reisen gar nicht so einfach. Ganz Europa war ein Chaos. Nichts fuhr nach Fahrplan. Wenn einmal am Tag ein Zug kam, war er so besetzt, daß die Leute aus den Fenstern hingen. Europa war auf den Beinen. Überlebende liefen von einem Land zum anderen, um nach Angehörigen zu suchen.

Zu der Zeit befanden sich die Russen überall im Land. Die Russen waren die Befreier, aber sie waren nicht sehr angenehm. Sie suchten nur nach Gelegenheiten, um mit einem Mädchen zu liegen. Unsere Freunde mußten uns in die Stadt bringen, um einen Zug zu finden, aber wegen der Russen mußten sie uns verstecken. Sie nahmen einen Heuwagen mit zwei Pferden, und wir lagen unter dem Heu. Inzwischen sahen wir wieder wie junge Damen aus. Unser Haar war etwas gewachsen, wir hatten Farbe, wir sahen jung und gesund aus. Ich hatte sogar einen extra Rock und eine extra Bluse. Ich hatte einen Ranzen mit meinen wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken. Und ich nahm sogar einen Kamm mit. Ich brauchte ihn immer noch nicht, aber ich wußte, daß der Tag kommen würde.

Sie brachten uns zum Zug, und wir nahmen Abschied. Sie weinten und sagten: „Falls Ihr niemanden findet, so kommt doch bitte zurück zu uns." Ich wußte, daß ich nicht zurückkehren würde. Ich wollte nicht unter Nichtjuden leben. Ich wollte zurück und mit Juden zusammensein. Mein erster Gedanke war, nach meinem Vater zu suchen. *Ich wollte so gerne meinen Vater finden.* Und falls ich ihn nicht fand, wollte ich allein nach Palästina. Das war mein Traum.

Wir mußten uns zurück über die Grenze zwischen der Tschechoslowakei und Polen schmuggeln. Als der Zug um Mitternacht an der Grenze hielt, liefen wir nur zur anderen Seite hinüber nach Polen und kletterten dort wieder in den Zug. Als ich in Polen ankam und wieder die polnische Sprache hörte, erfüllte mich bereits Haß, weil ich von dort keine guten Erinnerungen mitgenommen hatte. Wir erreichten Lodz. Ich kam am Bahnhof an und fühlte mich befremdet. Ich war dort geboren, es war meine Heimatstadt — und trotzdem erkannte ich nicht einmal Teile der Stadt wieder. Zu allererst gab es überall russische Fahnen. So viele Gebäude hatten rote Fahnen mit Hammer und Sichel. Einige Teile der Stadt waren zerstört worden. Während wir im Ghetto waren, hatten die Deutschen das in der Stadt getan. Es war das erste Mal, daß ich die Zerstörung zu sehen bekam, weil wir uns früher nicht außerhalb des Ghettos aufhalten durften. Die Deutschen richteten schreckliche Dinge an!

Wir wußten inzwischen, daß die Juden in jeder Stadt Informationsstellen errichteten. Sie wußten, daß Leute nach ihren Familien suchen würden. Wenn man zu so einer jüdischen Informationsstelle kam, waren die Wände, alle Wände, mit Namen bedeckt. Wer auch hereinkam, schrieb dort seinen Namen nieder, um zu zeigen, daß er am Leben war: hier ist mein Name, ich war hier, ich überlebte. So stand man da und las alle Namen; man suchte, ob man nicht einen zufällig bekannten Namen entdeckte. In jeder Informationsstelle waren die Wände voller Namen.

Dann fragten wir die Leute. Vielleicht hatte man jemanden vorbeikommen sehen. Aber für mich gab es keine Nachrichten. Als ich durch die Straßen wanderte, träumte ich. Wenn ich einen älteren Mann sah, hüpfte mein Herz voll Hoffnung: *„Er sieht wie mein Vater aus! Vielleicht ist es mein Vater! Oh, — nein, der dort drüben sieht wie mein Vater aus!"* Ich suchte so sehr nach ihm. Ich wollte ihn so gern wiederfinden, und oftmals dachte ich: *„Vielleicht ist dieser mein Vater!"*

Die Stadt selbst machte einen seltsamen Eindruck auf mich. Jedesmal, wenn ich hinausging, sah ich Blut vor meinen Augen. Ich sah alles nochmals, als die Erinnerungen zurückströmten. Ich sagte zu mir: „Diese Stadt ist voller Blut! Hier haben wir alle verloren! Alle wurden hier umgebracht! Hier ist alles tot. Was tue ich hier?" Jemand, den wir aus dem Lager kannten, eine Freundin, hatte es irgendwie geschafft, eine kleine Wohnung zu bekommen. Es war fast unmöglich, etwas im jüdischen Viertel zu bekommen, es war so überfüllt. Alle Juden waren im Zentrum der Stadt konzentriert, auf wenige Straßen verteilt. Sie hatten Angst, woanders zu wohnen, weil die Polen dachten, daß zu viele von uns überlebt hatten.

Sogar nach dem Krieg standen die Leute um Brot an. Wenn wir in der Schlange standen, um ein Stück Brot zu kaufen, konnten wir sie sagen hören: „Schau dir das an! Hitler hat sie nicht alle erwischt! Sieh, wie viele von ihnen zurückkamen! Sieh, wie viele von ihnen überlebten! Wie schade!" Und sie verfluchten uns auf polnisch. Ich hörte das und dachte: „Dies ist genau das, was ich brauche." Sie brachten noch Juden um, und eine Reihe von Menschen wurden von ihnen verletzt.

Dann gab es die Russen. Sie hielten nach jungen Mädchen Ausschau. So wußte ich nicht, vor wem ich zuerst davonlaufen sollte. Die Freundin, bei der ich wohnte, hatte kein Bett. Sie hatte nur eine Decke, so daß ich auf dem Fußboden schlief. Es war Sommer, es war warm. Sie gab mir ein Kissen und etwas, um mich zuzudecken. Meine anderen vier Freundinnen hatten auch vorübergehend Unterschlupf gefunden. Sie hatten früher ebenfalls in Lodz gewohnt. Wir verteilten uns für eine Weile, aber ich sagte zu ihnen: „Hört her, Leute, länger als eine Woche bleibe ich nicht hier. *Ich kann es in dieser Stadt nicht aushalten.* Ich sehe nur das Schlimmste. Wir werden nach unseren Familien suchen. Aber ich kann es hier nur eine Woche aushalten, dann werde ich gehen. Ich werde aus dieser Stadt laufen!" Wir vereinbarten, daß wir am Ende der Woche, falls wir niemanden gefunden hatten, zurück über die Grenze in die Tschechoslowakei fahren wollten.

Vor dem Krieg besaß meine Familie in Lodz Eigentum, zwei Häuser. Nicht dort, wo wir wohnten, sondern in der Innenstadt. Wir waren wohlhabend gewesen. Wir hatten eine Partnerschaft mit einem Polen, einem Nichtjuden, gehabt. Nicht selten waren wir mit meinem Vater zu diesen Häusern spaziert. Wie oft hatte mein Vater zu mir gesagt: „Diese Gebäude gehören uns, sie sind unser Eigentum. Hör, dies alles ist für Dich, Rosia. Eines Tages wird Dir all das gehören."

Nun, dies zeigt, wie sich Leute sorgen und an die Zukunft denken, nicht wahr? Aber es ist töricht, sich über die Zukunft Gedanken zu machen, Pläne zu schmieden und

vorzusorgen. Mein Vater hatte sogar eine Lebensversicherung abgeschlossen, so daß, falls alles normal verlaufen wäre, ich alles erben sollte, wenn er starb. (Natürlich hätte ich, wenn alles normal gewesen wäre, auch die Universität besucht und Medizin studiert.) Mein Vater hatte wunderbare Pläne für mich. Ich wußte, daß vor Schließung des Ghettos die Hälfte unseres Eigentums — die guten Möbel, Pelze, Silber, Kristall und sogar Arzneimittel, Sachen aus dem Geschäft — in die Stadt gebracht und für uns von unserem nichtjüdischen Partner aufbewahrt wurden. Es wurde bei ihm versteckt. Mein Vater sagte ihm: „Gut, bewahrt es für die einige Zeit für uns auf. Wir werden in ein Ghetto gesperrt. Wenn wir den Krieg überleben, könnt Ihr es uns zurückgeben." „Natürlich", versicherte er uns, „da gibt es keine Probleme. Wir werden es für Euch verstecken." Er war ein großartiger Freund, nicht wahr? Eines Tages entschied ich mich, es darauf ankommen zu lassen und sie aufzusuchen, nur um zu sehen, wie es ihnen erging und um zu sehen, ob sie mich empfangen würden. Ich erschien in ihrer Wohnung. Als sie mich sahen, war es als wenn sie ein Gespenst sähen. Sie waren nicht gerade erfreut, mich zu sehen! Ein Nichtjude ist ein Nichtjude! Sie sind große Freunde, aber nur, wenn alles gut geht!

Ich ging ins Wohnzimmer und sah unser Kristall und unser Silber; sie hatten alles dort zum Gebrauch ausgestellt. Da dachte ich: „Oh Gott, sieh dir das an! Es ist aus unserer Wohnung! Aus der Zeit, als wir noch zusammen waren! Aber ich habe keine Verwendung dafür. Für nichts davon habe ich jetzt Gebrauch." Ich ging einfach darauf zu, um es anzufassen, um mich zu erinnern. Dann dachte ich: „Wozu soll ich das gebrauchen? Sieh, es half uns überhaupt nichts! Ich kenne diese Sachen, die mein Vater und meine Mutter ihnen zur Verwahrung gegeben haben. Aber ich habe niemanden mehr. Wozu benötige ich alle diese Sachen?" Der Nichtjude sagte zu mir: „Du weißt, die Deutschen kamen zu uns und nahmen uns die Hälfte der Sachen weg!" Er hatte solche Angst, daß ich alles zurückhaben wollte und dort vielleicht eine Wohnung einrichten oder sonst etwas wollte!

Zufällig mußte ich die Nacht über dort bleiben, weil es zu spät war, um zurückzugehen. In Polen war es abends gefährlich. Aber ich war steif vor Angst und konnte in dem Haus nicht schlafen. Ich schloß meine Augen nicht für eine Minute! Ich hatte Angst, sie würden mit dem Messer auf mich losgehen. „Rosia", sagte ich mir immer wieder, „Du hättest niemals hierher kommen sollen!" Aber ich tat es aus Neugier, um eine Begegnung mit der Vergangenheit zu erhalten und um ihren Eindruck zu sehen. *Seht, wer da ist! Seht, wer von den Toten zurückgekommen ist!* Sie waren unsicher, sie wußten nicht, was sie mir sagen sollten. Sie hatten solche Angst, daß ich etwas zurückfordern würde, und sie wünschten wirklich, mich los zu werden. Das sah ich. Am nächsten Morgen fragten sie: „Möchtest Du etwas von diesen Sachen?" Ich sagte: *„Nein, ich möchte nichts von Euch Leuten haben!"* Dann erzählten sie mir, welch eine furchtbare Zeit sie durchgemacht hatten! „Ja, Ihr habt recht, es waren schlechte Zeiten für Euch. Falls Euch unsere Sachen gefallen, erfreut Euch an ihnen. Auf Wiedersehen! Ihr werdet mich hier nie wieder sehen. Ich gehe. Macht es Euch nur gemütlich hier!"

An einem anderen Tag hatte ich nochmals Mut. Ich wollte unser altes Zuhause sehen, wo wir einmal zusammen gelebt hatten. Es befand sich aber in einer gefährlichen Nachbarschaft. Ich wollte nicht allein dorthin gehen, weil ich wußte, daß die Polen mich ergreifen würden. Ich brauchte jemanden, der mit mir ging. Aber alle waren ängstlich. Sobald ich den Namen des Viertels erwähnte, hatten sie Angst, mitzugehen. „Es ist streng polnisch, Juden wohnen dort nicht!" „Aber ich will hin!", sagte ich. „Ich muß es sehen! Ich kann nicht einfach von hier fort, ohne es gesehen zu haben. Ich will sehen, was sie damit gemacht haben!" Ich wußte, daß die Hälfte wahrscheinlich zerstört worden war, weil sie das

mit jüdischem Eigentum taten. Sie gingen ins Ghetto, um zu sehen, ob Geld in den Wänden versteckt worden war. Alles Geld, das wir hatten, war schon lange von der Gestapo genommen worden. Aber sie waren habgierig und dachten, daß sie noch mehr in den Wänden finden könnten.

Schließlich war eine Freundin mutig genug. Ich hätte einen Mann mitnehmen sollen, aber ich kannte niemanden, den ich fragen konnte. So ging das Mädchen mit mir. Wir fuhren dorthin. Die Straßen waren so still, alles Nichtjuden, alles polnisch. Ich kam an die Ecke. Das Haus mit dem Geschäft war an einer Straßenecke gewesen, und alles hatte uns gehört. Aber es war zerstört, nur eine oder zwei Wände standen noch. Unter all dem Schutt sah ich Papier im Wind flattern. Ich sah alle möglichen Papiere von meinem Vater, halbwegs unter dem Schutt begraben, und ich begann zu graben. Meine Freundin stand Wache. Sie sagte fortwährend: „Rosia, schneller! Laß uns gehen. Sieh Dich um, hier gibt es keine Menschen. Es ist so schrecklich. Ich habe Angst. Bitte, beeile Dich!" „Warte doch! Gib mir noch fünf Minuten!" bat ich sie. Ich grub einige Bilder hervor, aber keines von meinem Vater und meiner Mutter, kein einziges. Aber ich fand zwei Briefe mit der Handschrift meines Vaters. Er hatte den einen an meine Mutter geschrieben, als sie einmal im Sommer in Wien zur Erholung war. Ich hatte auch einige Worte hinzugefügt: „Liebe Mutti, wir vermissen Dich sehr." Da war noch ein Brief von meinem Vater mit dem Stempel unserer Firma darauf. Ich habe noch immer diese Briefe, voll von Staub. Dann fand ich noch einen Brief, den ich an meine Freunde geschrieben hatte und auch einige Bilder von meinen Freunden. Ich wurde wütend. Wenn sie nur aufhören wollte, mich zu drängen. Ich hätte einige Bilder finden können! Ich habe nicht ein einziges Bild von meinen Eltern. Ich kann mich nicht einmal an ihre Gesichter erinnern! Nach einigen Minuten kam ein Mann zu uns herüber. „Was machen Sie hier?", verlangte er zu erfahren. „Was meinen Sie damit, was ich hier mache? Nichts! Ich sehe mich nur um." „Ihr seid dreckige Juden! In fünf Minuten seid Ihr hier verschwunden, sonst weiß ich nicht, was ich mit Euch tun werde! Wir wollen keine Juden hier haben. Geht!"

Nachdem ich das gehört hatte, gingen wir. Ich kam nie zurück. Aber es tat mir so leid, daß ich nicht nochmals mit jemand anderem, einem Mann, dorthin ging, um im Schutt zu suchen und noch mehr zu finden. Es gab Unterschriften, alle möglichen Geschäftspapiere und viele Dinge von uns. Aber es hätte viel Zeit gekostet, alles auszugraben. Ich wußte, daß ich mutig gewesen war und überhaupt dorthin gegangen war. Am Ende der nächsten Woche sagte ich zu meinen Freundinnen: „Hört her, Mädchen, wir reisen zurück in die Tschechoslowakei, nach Prag. Ich will keine Polen mehr sehen! Ich will heim nach Palästina! Wir haben überlebt. Wir gehören nicht mehr hierher. Laßt uns gehen!"

Endlich kam der Zug. Er war völlig überfüllt, aber ich sagte zu den Mädchen: „Drängt und schiebt mit allen Kräften. Wir müssen in diesen Zug. Vielleicht werden wir keinen anderen mehr bekommen!" Als ich in den Zug kletterte, verstauchte ich mir den Fuß. Wir mußten die ganze Nacht lang stehen und konnten uns nicht hinsetzen, denn es gab keine Sitzplätze. Wir konnten uns nicht einmal dort hinsetzen, wo wir standen, so eng war es! Ich mußte die ganze Nacht mit den Schmerzen auf einem Bein stehen. Aber wenn man jung ist, schafft man alles.

Als wir in Prag ankamen, leerte sich der Zug. Ich sagte zu meinen Freundinnen: „Mädchen, nun sind wir in einer Großstadt. Ich muß in ein Krankenhaus, ich kann nicht mehr gehen und mich kaum noch bewegen. Daher muß ich eine Rote-Kreuz-Station finden."

Diese speziellen Gesundheitsstationen waren in der Nähe der Bahnhöfe errichtet, um

den ankommenden Überlebenden zu helfen. Im Zusatz dazu hatte Prag auch viele spezielle Stätten, wo man den Überlebenden für ein paar Tage Ruhe und Erholung gab. Sie erhielten Nahrung, Ruhe, Hilfe für ihre Weiterreise und weitere Informationen, und man gab ihnen auf vielerlei Weise Beistand. Es war ein wunderbarer Gedanke, und das gab es in der Tschechoslowakei. Ich weiß nicht, ob auch andere Länder daran dachten.

Nachdem Deutschland die Tschechoslowakei erobert hatte, errichteten die Deutschen dort viele Arbeitslager. Die größte Anzahl solcher Lager war in Polen gewesen, weil es ihr bevorzugtes Gebiet war. Die Polen hatten am besten mit ihnen zusammengearbeitet. Die Tschechen taten das nicht, aber trotzdem wurden Lager eingerichtet.

So fanden wir die nächste Rote-Kreuz-Station, und ich zeigte ihnen meinen geschwollenen Fuß. Sie richteten es so ein, daß ich in eines ihrer Krankenhäuser kommen konnte. Sie gaben mir eine Adresse. Ich mußte den Bus nehmen und zu meinen Freundinnen „Auf Wiedersehen!" sagen. „Hört her, Mädchen, Ihr werdet schon unterkommen," versicherte ich ihnen, „Ich bin mir sicher, daß in Prag ein Lager zur Sammlung der Überlebenden eingerichtet worden ist. Ihr werdet es finden." Und genau das fanden sie, eine Stelle, wo sich Juden aus ganz Europa sammelten. Ich nahm den Bus zum Krankenhaus — mit dem kleinen Ranzen auf dem Rücken. Im Krankenhaus gab es Ärzte, Krankenschwestern, saubere Betten mit weißen Laken. Als erstes gaben sie mir ein herrliches, heißes Bad. Es war wunderbar, ich kann es noch fühlen. Dann gaben sie mir Essen, und ich ging ins Bett. Der Arzt kam und sah sich meinen Fuß an. Er war nicht zufrieden und erläuterte: „Wir werden sehen und dem Fuß Zeit zur Genesung geben. Aber wenn er nicht gut verheilt, müssen wir operieren." Ich sagte zu ihm: „Nur abwarten! Nicht operieren! Gebt mir Zeit, es ist nur ein verstauchter Fuß. Ich bin sicher, daß alles in Ordnung sein wird, wenn ich ein paar Tage ruhe."

Und das geschah! Ich brauchte die Pause nach so vielen Wochen des Reisens. Es war nur eine Verstauchung. Die meisten Leute blieben nicht länger als eine Woche im Krankenhaus. Ich blieb dort einen Monat. Ich freundete mich mit allen an. Ich fühlte mich wohl und aß wieder. Ich begann, tschechische Bücher zu lesen und nach einer Weile war es mir so geläufig, daß ich mit allen Tschechisch sprach.

Als ich ein wenig mit meinem Fuß gehen konnte, half ich den Krankenschwestern. Viele Leute kamen ins Krankenhaus, so daß man meine Hilfe begrüßte. Sie gaben mir sogar einen tschechischen Namen: Rejenka. „Wie sehen Deine Pläne aus? Was planst Du?" fragten sie mich. „Was meine Pläne sind? Ich werde nach Palästina gehen!" „Oh, warum bleibst Du nicht bei uns!" baten sie, „Du könntest Krankenschwester werden. Wir würden Dich auf eine besondere Schule schicken, denn Du eignest Dich so gut. Wenn Du ein Diplom hast, könntest Du die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten und könntest bei uns bleiben. Wir mögen Dich so gern!" Sie wollten mich adoptieren! Es gab sogar zwei Burschen, die sich in mich verliebten! Ich besitze noch heute einen der Liebesbriefe auf tschechisch. Ich sagte zu einem der jungen Männer: „Schau, ich bin nicht bereit, mich zu verheiraten. Ich mag Dich auch, als einen Bruder. Gut, wir haben überlebt, aber ich werde nicht heiraten. Ich werde nach Palästina gehen!"

Als ich mich besser fühlte, durfte ich fortgehen. Es war mir möglich, die Adresse des Lagers ausfindig zu machen, in dem sich alle die jungen Leute sammelten, weil nur junge Menschen überlebt hatten. Es gab fast keine älteren Leute und überhaupt keine Kinder. Ich wollte das Lager aufsuchen, um eventuell jemanden zu finden, den ich kannte. Ich nahm den Bus und kam zu einem großen Gebäude, das mit jungen Juden gefüllt war. Sie kamen aus vielen verschiedenen Orten. In der Nähe des Eingangs saß jemand mit den

Registrierungspapieren. „Was trägst Du ein?" fragte ich. „Oh, wir registrieren die Leute, die nach Palästina wollen!" Ich war so aufgeregt. „Herrlich!" rief ich aus, „setzt meinen Namen auf die Liste. Ich will auch gehen!"

Sie sprachen über einen Transport. So viele Leute wollten nach Palästina ziehen. Wer wußte, auf welchem Weg? Aber wir waren sicher, daß wir auf irgendeine Weise dorthin gelangen würden. Ich kehrte in das kleine Krankenhaus zurück. Ich erzählte ihnen: „Ich habe mich entschlossen, ich werde gehen. Es tut mir leid, aber ich muß von Euch guten Menschen Abschied nehmen!" Ich packte und sagte allen Lebewohl. Auch sie waren so gut zu mir gewesen! Sie waren traurig, mich abreisen zu sehen, meine Romanzen eingeschlossen. („Ich werde Euch in Palästina treffen!" sagte ich ihnen.)

Ich kam am jüdischen Sammelpunkt an. Bereits am nächsten Tag standen Züge zur Verfügung, und wir begannen unsere Reise. Es war ein Gemisch von Güterzügen und normalen Zügen. Aber auf diese Weise zu reisen, kümmerte mich diesmal nicht. Der Güterzug war leer. Es war Sommer und der Zug rollte aus dem Bahnhof. Wohin fuhren wir? Wen kümmert's! Wir waren alle junge Leute im Alter von 21-22 Jahren. Jungen und Mädchen zusammen, sangen wir hebräische Lieder; Lieder der Freiheit, Heimatlieder. Wir waren frei!

Nach einiger Zeit hielt der Zug für einige Stunden. Wir waren keine offiziellen Passagiere — man ließ uns nur in den leeren Wagen fahren. Man sagte uns, daß es bis zur Dorfmitte ein Weg von 15-20 Minuten sei. Die Jungen verließen den Zug und sagten: „Wir werden etwas zu essen beschaffen! Wir können hier nicht tagelang ohne Lebensmittel sitzen!" Sie kehrten mit Brot, Butter und einem Messer von irgendwoher zurück. Wir waren die Überlebenden, an schlechte Verhältnisse gewöhnt. So lange wir frei waren, kümmerte uns alles andere nicht. Wir hatten ein Kleid zum Anziehen; wir sahen nicht modisch aus, aber wir lebten. Wir waren frei, und das zählte. Sie brachten sogar etwas Stroh für die Mädchen, so daß wir nicht auf den bloßen Brettern schlafen mußten. Dies wiederholte sich; jedesmal, wenn der Zug anhielt, gingen die Jungen in die Dörfer. Sie erklärten, wer wir waren, und die Dorfbewohner gaben ihnen Lebensmittel. Auf diese Weise reisten wir eine Woche lang.

Schließlich kamen wir nach Landsberg in Deutschland. Hier war das große Lager. Früher war es ein Militärlager für deutsche Soldaten gewesen, aber jetzt war es das Lager der Überlebenden.

Es war bereits gut eingerichtet, als wir ankamen. Dort befand sich schon so etwas wie eine kleine jüdische Regierung. Sie hatte es so geordnet, daß Jungen und Mädchen getrennt waren. Es gab keine Ehepaare, nur Unverheiratete. Zehn Mädchen teilten einen Raum, zehn Jungen befanden sich in einem anderen. Es waren große Räume mit Betten, Metallbetten mit einfachen Matratzen. Militärdecken und Kissen. Außerdem gab es eine Gemeinschaftsküche. Wer auch immer zu kochen verstand, kochte für uns alle. Sie kochten in großen Kesseln dicke Suppe, und wir hatten Brot. Jeder erhielt eine Schüssel Suppe.

Es war von der U.N.R.R.A. bereitgestellt. Obwohl es eigentlich unter der Leitung der Vereinten Nationen stand, waren es in erster Linie die Vereinigten Staaten, die uns halfen. *Jetzt hatten sie beschlossen uns zu helfen, nachdem es bereits für die Rettung der meisten unseres Volks zu spät war.* Die Amerikaner schickten Lebensmittel und Kleidung. Es befanden sich amerikanische Soldaten dort, und es war nicht wie in der Tschechoslowakei mit den Russen. Brot und Eier erhielten wir. Was sie bekommen konnten, lieferten sie an uns. Wir erhielten Kleidung und Zeitschriften. Unsere Leute arbeiteten und verteilten alles. Jeder erhielt seinen Teil, aber es war ausreichend. Niemand von uns ging mehr hungrig herum. Wir erhielten genügend.

Dort lernte ich den harten, gelben amerikanischen Käse kennen. Am Anfang mochte ich ihn nicht. „Was ist das? Seife?", fragte ich. Als ich später in die Staaten reiste, sagte ich: „Sieh hier! Das ist es! Die gleiche Seife!" Jetzt mag ich den Käse gern.

Das Lager glich bereits einem Miniaturstaat, so gut organisiert! Wir hatten Theater und Tänze, und es gab sogar ein Orchester. Wir sangen Lieder miteinander. Die Leute kamen aus so vielen verschiedenen Gegenden. Wir sangen russische Lieder, polnische Lieder, englische Lieder und meistens die Lieder Israels — zusammen mit dem Orchester. Oft tanzten wir die Hora. Wir hatten so viele verschiedene Talente. Jeden Abend um 20 Uhr wurden die Tore zum Lager geschlossen. Uns war nicht erlaubt, in die Stadt zu gehen, zu unserer eigenen Sicherheit, denn draußen waren Deutsche. Wir hatten Leute, die das Tor bewachten, so daß niemand hineinkommen und uns Schaden zufügen konnte. So war unsere Situation in Landsberg!

Ich war im Lager mit „Leibwächtern" angekommen, mit fünfzehn jungen Männern, die mit mir zusammen aus dem Zentrum der Tschechoslowakei gereist waren. Sie hatten mich während der langen Reise wunderbar beschützt, und wir waren alle gute Freunde geworden. Nachdem wir das Lager erreicht hatten und man uns die Räume zuwies, wollten sie sich nicht von mir trennen! Das Lager wollte mich in einem Mädchenzimmer haben und die Jungen woanders. Aber alle sagten: „Nein! Ihr werdet Rosia nicht in einen Raum für Mädchen bringen. Sie gehört zu uns. Wir sind eine große Familie!"

Fünfzehn Burschen und ein Mädchen in einem Raum! Ich hatte vielleicht Nerven. Ich hatte mehr Glück als Verstand. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, hu! Aber damals dachte ich: „So bin ich sicher. Falls ich nur mit einem Jungen zusammen bin, wäre ich nicht so sicher. Aber bei fünfzehn paßt einer auf den anderen auf." Sie wollten sich einfach nicht von mir trennen! Ich lebte, ich war frei, ich war voller Leben, singend, tanzend. Nach sechs Jahren im Gefängnis war es, als wenn man einen Vogel aus einem Käfig freiläßt.

In dem Raum mit den fünfzehn Jungen forderte ich eine Ecke für mich allein. Ich sagte: „Ich muß etwas Privatleben haben! Was erwartet Ihr von mir, Jungs! Schließlich soll ich hier schlafen. Ich muß eine Ecke für mich haben." Sie nahmen zwei Decken und trennten so eine Ecke mit einem Vorhang ab. Sie stellten dort mein Bett auf, brachten meine Sachen dorthin und so war das mein Platz. Ich schlief wie ein Baby. Ich machte mir gar keine Gedanken darüber, daß jemand während der Nacht kommen könnte. Aber andere sagten: „Man muß wissen, daß sie mit fünfzehn Burschen in einem Raum schläft!" Es kümmerte mich nicht, was sie sagten. Ich wußte, daß mich niemand anrühren konnte. Ich sagte zu ihnen: „Rührt mich nicht an! Wagt das ja nicht!" Ich brauchte mir keine Sorgen zu machen.

Dieser wollte mich heiraten, jener wollte mich heiraten. Ich erhielt jeden Tag Heiratsanträge. Aber ich blieb beharrlich: „Laß mich doch in Frieden! Ich will frei sein! Ich werde niemanden heiraten! Wir sind gerade aus dem Gefängnis gekommen. Was wollt Ihr? Warum wollt Ihr mich heiraten, seid Ihr alle verrückt geworden? Nichts läuft!"

Es gab einen mit dem Namen Motek, der still und sanft war. Jeder ging zu ihm, um Rat zu erhalten. Sogar meine Freunde gingen zu ihm, um sich an seiner Schulter auszuweinen und ihm zu erzählen: „Was soll ich machen? Ich liebe sie so sehr! Aber sie will mich nicht heiraten!" Er hörte alle an, so ruhig, und er gab den Rat: „Warte nur auf sie, hab' Geduld. Vielleicht wird sie ihre Einstellung ändern." Er war so nett!

Ich war die lautstärkste in der Gruppe, die Anführerin. Wir waren immer in einer Gruppe zusammen und sangen. Ich war frei und stand über allem, so daß ich niemanden vermißte. Ich wollte einfach nur frei sein! Und jeder war mein Freund! Es kümmerte mich nicht, was ich hatte oder nicht hatte. Ich war glücklich! Dann, ein Jahr später, heirateten die

ersten Paare. Es gab einen Rabbiner, und er bekam viel zu tun. An einem Abend gab es fünfzehn Eheschließungen, jeder Tag war ein Festtag! Schließlich, im Februar 1946, schloß ich auch den Bund der Ehe — mit Motek, dem netten und stillen Jungen. Man konnte sich wunderbar mit ihm unterhalten, und er war so sanft und vernünftig im Vergleich zu meinem Temperament. Ich erzählte ihm nichts über meine Herkunft, daß ich aus einer prominenten Familie der polnischen Oberschicht stammte. Ich wollte nicht, daß er davon wußte, weil ich sicher war, daß es ihn erschrecken würde. Er stammte aus einer armen Familie. Ohne den Krieg wäre dies nie geschehen. Niemals! So erzählte ich niemandem davon, ich wollte mich nicht wichtig machen. Einige der Mädchen erzählten Dinge, um andere zu beeindrucken; Geschichten, die nicht einmal wahr waren, nur um sich wichtig und begehrenswert zu machen. Aber ich erwähnte es niemandem gegenüber. Nimm mich wie ich bin! Das ist in Ordnung. Aber am Ende fand Motek es durch andere heraus. Viele Leute in Lodz hatten meine Familie gekannt, obwohl ich diese Leute natürlich nicht kannte.

Der Anfang unserer Ehe wurde zu einer schwierigen Zeit. Ich bekam eine Depression. Ich vermißte meine Eltern. Ich weinte dauernd. Ich zweifelte an unserer Ehe und hatte Angst vor der Verantwortung. Aber im Laufe der Zeit erholte ich mich. Motek war der ruhigste, und er bekam mich! Ich brauchte jemanden wie ihn so sehr. Jedesmal, wenn ich einen vernünftigen Ratschlag brauchte, war ich immer zu Motek gegangen, nicht zu den anderen Freunden von mir. Die anderen glichen mir viel zu sehr, so daß ich nicht auf ihren Rat vertraute!

Aufgrund der schrecklichen Politik der Briten in Palästina, aufgrund ihrer Weigerung, Überlebende ins Land zu lassen, mußten wir drei Jahre lang in Deutschland warten, bis endlich die Tore nach Israel geöffnet wurden. Die illegale Einwanderung begann im Jahre 1946. Wir hörten herzzerreißende Berichte, wie die Geschichte der „Exodus". Als das Schiff mit Überlebenden des schrecklichsten Alptraumes endlich an den Strand der Heimat gelangte, wurden sie von den Briten abgeführt und zur Vernichtung nach Deutschland zurückgebracht. Als wir den Bericht hörten, waren unsere Herzen tief bewegt. Wir waren entschlossener denn je, daß auch wir unsere eigene Nation erhalten würden, daß Israel wiederum unser Heimatland werden mußte. Oft sangen wir dieses Lied, und unser Herz schlug dazu:

EXODUS
Die Welt muß es hören und sich entsetzen.
Es soll überall wie eine Flamme lodern,
das Lied der illegalen Einwanderer.
4500, die auf den Wellen des Meeres kämpften.
Der Jude des Exodus entkam der Hölle,
entkam dem Haß und den Gaskammern.
Er geht der Freiheit entgegen, ins Heimatland,
in das Land Israel, in den lichten Tag.

Gestern erst verließen sie Hitlers Auschwitz.
Kaum hatten sie den Strand erreicht,
als die Briten sie zurückbrachten,
eingesperrt in schwimmende Gefängnisse.
Bleibt mein Volk — ihr Söhne und Töchter,
eingesperrt hinter Gittern — beschützt eure Würde

mit Heldenmut und Tapferkeit — illegale Einwanderer,
unsere vordringenden Wächter.

Auf deutschem Boden schwuren wir den Eid,
unsere Fahne stolz zu tragen.
Oh Heimatland, bald wirst du unsere Schritte hören,
die proklamieren, daß
aus der Hölle, aus dem Haß, aus den Gaskammern
gehen wir der Freiheit entgegen ins Heimatland,
in das Land Israel, in den lichten Tag.

So folgt ein weiteres Lied, das wir im DP-Lager in Deutschland sangen. Nach allem, was wir durchgemacht hatten, erfüllte uns doch noch Hoffnung:

1. Vers

Die Schiffe fahren über's freie Meer, —
Segel flattern gegen den blauen Himmel,
nur ich muß mich mit meiner verlassenen Mutter
im Rumpf dieses Schiffes verbergen.
Mein Schiff verschwindet, so daß uns niemand findet.
Oh starker Wind, bring' Mutters Kind an den Heiligen Strand.
Wir haben lange genug gewartet.

Refrain:
Es wird geschehen, es muß geschehen.
Wir werden alle zusammenstehen,
wir werden sehen, wir werden sehen,
unsere Schiffe werden über die freien Meere fahren.
Unser heiliges Verlangen, in das Land der Propheten zurückzukehren,
wird sich erfüllen. Ich kann es bereits hören.
Sie werden uns begrüßen mit:
„Gesegnet seid Ihr, die da kommen."

2. Vers
Die Nazis zerrten uns aus unseren Wohnungen.
Wir müssen noch immer bei ihnen sein.
Wir wurden Waisen, — aber Er wird Sich unser erbarmen.
Jede Nation hat ihr eigenes Land.
Wir allein mußten schweigen.
Oh Leute, — sagt es uns an,
wenn unser erwarteter Tag kommen wird.
Wir haben lange genug gewartet.

Refrain:

3. Vers
Das Meer schäumte im Zorn.
Wir wurden durch die Kälte gefoltert.
Aber trotz allem wurden wir wieder jung,
als wir die Küste erblickten.
Obwohl wir alle erschöpft waren,
fühlten wir uns wie Fahnen, lustig im Winde wehend.
„Schalom" riefen wir und dann mit einem Mal,
kreisten Kriegsschiffe uns ein, — unser Glück war vorbei.
Wir wurden zurückgeschickt, aber . . .

Refrain:
Es wird geschehen, es muß geschehen.
Wir werden alle zusammenstehen,
wir werden sehen, wir werden sehen,
unsere Schiffe werden über die freien Meere fahren.
Unser heiliges Verlangen, in das Land der Propheten zurückzukehren,
wird sich erfüllen. Ich kann es bereits hören.
Sie werden uns begrüßen mit:
„Gesegnet seid Ihr, die da kommen"

Im Jahre 1948 erhielten wir schließlich die ersehnte Nachricht. Endlich, nach so langer Zeit, hatten wir unser eigenes Land. Israel! Es gehört uns. Im ganzen Lager brach der Jubel los. Oh, wie wir feierten! Wer konnte unsere Freude beschreiben?

33 ZWEI KREUZE

Nachdem Rosia mir ihre Lebensgeschichte erzählt hatte, kehrte ich nach Jerusalem zurück und begann mit der Aufgabe, ihr mündliches Zeugnis zu Papier zu bringen. Für mich bedeutete jede Stunde dieser Arbeit eine schwere Belastung. Während ich mit der Maschine schrieb, hörte ich mir nochmals ihre Qualen an und weinte dabei. Immer wenn ich an ihrem Bericht arbeitete oder andere Bücher über den Holocaust las, spürte ich deutlich, daß die Gaskammern für das jüdische Volk nicht das Ende bedeuteten. Ich erhielt die Gewißheit, daß sie sofort in den Armen des Vaters begrüßt wurden, denn sie waren ein Teil Seines ewigen Bundes und um Seines Namens willen, der Gerechtigkeit willen, waren sie verfolgt worden. Ebenso spürte ich deutlich, daß es auch für ihre Peiniger nicht das Ende der Geschichte war. Auch für sie ist ein Ort vorbereitet worden — weit, weit vom Himmel entfernt. „. . . denn wer euch antastet, der tastet Seinen Augapfel an." Als ich viele Tage lang in meinem stillen Zimmer in Jerusalem an dem Bericht von Rosia arbeitete, hätte ich mir nie die Rolle vorstellen können, die der Herr mir bald im Herzen Deutschlands geben würde.

Rosias Bericht umfaßte fünf Kassetten. Am Ende eines jeden Tages fühlte ich mich durch diese Arbeit völlig erschöpft und auch sehr traurig. Doch nach drei Wochen Arbeit war Rosias Bericht schließlich fertig, um in mein Buch einbezogen zu werden. Ich schloß die letzte Korrektur an einem Freitagnachmittag Anfang Februar 1983 ab.

Später an jenem Tag aß ich zusammen mit Sid und Betsy Mittag. Dabei bemerkte ich: „Die Aufgabe ist endlich beendet. Ich kann nur sagen, ich hoffe, daß ich in meinem Leben niemals wieder nach Deutschland reisen muß!"

Das meinte ich von ganzem Herzen.

Am nächsten Tag klingelte das Telefon, als ich einen ruhigen Sabbat zuhause verbrachte. Es war ein Anruf aus München, um mich zur Gründung eines Dienstes an älteren Juden einzuladen, Überlebende des Holocaust, die in Israel wohnen und praktischer Hilfe bedürfen. Ich erkannte sofort den Willen des Herrn, daß ich diese Einladung annehmen sollte. Mit recht gemischten Gefühlen sagte ich ihnen, daß ich rechtzeitig zur Versammlung in München eintreffen würde.

Vom Herrn erhielt ich dann das starke Gefühl, Wolfgang in Norwegen anzurufen, denn er hatte mich bereits einige Male übersetzt (ins Deutsche und auch ins Norwegische).

Er konnte ebenfalls zu dieser Versammlung kommen.

Ironischerweise sollte ich am Purimtag von Israel nach München reisen. An jenem Tag feiert ganz Israel den großen Sieg, der das jüdische Volk in Persien vor der Vernichtung

bewahrte. Die Nation hielt „. . . Tage des Festmahls und der Freude, und einer dem anderen Geschenke und den Armen Gaben schicken soll." (Ester 9, 22) So verließ ich Israel während dieses Feierns, um in ein Land zu reisen, das in der Geschichte der Welt die ärgste Sünde gegen die Menschheit begangen hatte.

Doch nicht nur gegen die Menschheit, sondern gegen Gottes Auserwählte.

Als ich auf dem Flughafen in München eintraf, wurde ich von deutschen Freunden und Wolfgang begrüßt, der schon früher mit dem Flugzeug aus Oslo eingetroffen war.

Auch eine Familie aus Persien stand dort, um mich zu begrüßen! Es war ironisch, am Purimtag in Deutschland von einer persischen Familie begrüßt zu werden!

Sie sah sich im Vorjahr gezwungen, aus dem Iran zu fliehen. Die Frau hatte einige Monate danach Jesus angenommen. Wir wurden am nächsten Nachmittag zu ihnen zum Mittagessen eingeladen.

Hans, ein lieber deutscher Bruder, empfing mich mit einem der schönsten Blumensträuße, die ich je gesehen hatte.

Irmi, die Frau, die mich nach München eingeladen hatte, fuhr sofort mit Wolfgang und mir zu einer großen christlichen Abendversammlung in die Stadt.

Nach der Versammlung begrüßte mich der Pastor einer Gemeinde, in der ich 1981 gesprochen hatte.

„Es tut mir so leid, aber ich wußte nicht, daß Du diese Woche hier sein würdest, sonst hätte ich Dich erneut in unsere Gemeinde eingeladen!" sagte er mir.

„Wir werden am Mittwochabend eine Versammlung haben, doch ist bereits eine Missionarin von den Philippinen als Rednerin für den Abend eingeladen worden. Es ist unmöglich, dies jetzt noch zu ändern, da wir es lange im voraus geplant haben. Doch wir könnten Dir für eine kurze Botschaft 15 Minuten einräumen, wenn Du das möchtest."

„Gut", erwiderte ich, „vielen Dank!"

Mir erschienen 15 Minuten reichlich Zeit zu sein, da ich an keine Botschaft gedacht hatte!

Am nächsten Tag besuchten wir die nette persische Familie. Doch während des ganzen Tages setzte sich der Herr auf besondere Weise mit mir auseinander.

Am Abend bestätigte sich das, als unsere Gastgeberin uns einen Film von einem großen christlichen Fest zeigte.

Es war eine freudige Begebenheit, mit Tanz, Gesang und Jubel vor dem Herrn; doch währenddessen wiederholte der Herr ständig die Fragen, die Er mir den ganzen Tag über gestellt hatte.

„Bist Du bereit, einen anderen Weg zu gehen?"

„Bist Du bereit, eine unbeliebte Rednerin zu sein?"

„Bist Du bereit, Mir zu folgen, einem Mann des Leidens, dem Weg des Kreuzes?. . ."

Ich hatte keine Ahnung auf was Er dies bezog, doch der Ruf war unmißverständlich.

Am nächsten Morgen forderte der Herr mich auf, Wolfgang und anderen Freunden einen Teil der Prophezeiung mitzuteilen, die mir viele Jahre zuvor gegeben wurde, daß „Dir zwei Kreuze überall auf Deinem Wege folgen werden. . ."

Ich erklärte dann: „Als ich diese Prophezeiung erhielt, kannte ich Jesus noch nicht. Daher bedeutete sie mir natürlich nichts. Doch seit damals sind viele Jahre vergangen, und ich verstehe mehr und mehr davon.

Das erste Kreuz ist natürlich das Kreuz Jesu, das wir immer vor uns haben sollen — zur Erinnerung an das, was es Ihn gekostet hat, die Last unserer Sünden anzunehmen. Das zweite Kreuz ist das Kreuz, das der Herr für jeden von uns zum Tragen bereithält, denn der

wahre Weg zum Himmel ist ein schwieriger Weg." Ich erzählte ihnen auch von den seltsamen Fragen des Herrn an mich vom Vortag.

Am frühen Nachmittag zog ich mich zum Ausruhen und zum Gebet in mein Zimmer zurück.

Es ist unmöglich zu beschreiben, was in jenem Augenblick geschah, doch kniete ich kurz darauf im Gebet nieder. Ich erhielt ein sehr befremdendes, fast unbeschreibliches und äußerst unangenehmes Gefühl, und einen Augenblick lang sah ich ein Bild, obwohl ich so etwas noch nie zuvor oder je danach gesehen habe. Auf jeden Fall sah ich deutlich einen Steilhang an einem Abgrund und vom Rande dieses Steilhanges hing die deutsche Nation an einem seidenen Faden. Über dem Steilhang sah ich eine Hand, die ein Beil hielt und im Begriff war, den letzten Faden — Deutschlands letzte Verbindung zur Klippe — zu zertrennen.

Alle, die darauf blickten, bemerkten die Gefahr, außer dem deutschen Volk, das so selbstzufrieden war.

„Es wird nichts geschehen! Seht auf unseren materiellen Wohlstand, unseren Reichtum, unsere Errungenschaften! Alles ist in bester Ordnung!"

Dann sagte der Herr: „Keine Nation in der Geschichte der Menschheit hat sich jemals so gegen Mich und Mein Volk versündigt wie das deutsche Volk während des 2. Weltkrieges. In meiner Barmherzigkeit habe ich fast eine Generation auf ein Zeichen der Reue und Buße von seiten des deutschen Volkes wegen der Größe ihrer Sünde gegen Mich gewartet. Ich werde noch eine Weile warten, doch wenn keine Buße sichtbar wird, muß Mein Gericht kommen, denn sonst ist Mein Wort nicht wahr. . ."

Der Herr gab durch Abraham die Verheißung, daß Er diejenigen segnen wird, die das jüdische Volk segnen, und verfluchen wird, die es verfluchen.

Wenn wir auf alle Feinde Israels in den Jahrhunderten schauen, so sind die meisten vor langer Zeit verschwunden. Sogar heute können wir deutlich erkennen, was mit dem „britischen Großreich, in dem die Sonne niemals untergeht", geschehen ist. Gegen die unglaublich grausame Behandlung der jüdischen Flüchtlinge, die durch ihre Flucht nach Palästina versuchten, den Vernichtungslagern zu entkommen, handelte der Herr sofort. Das britische Großreich ist inzwischen verschwunden, und seit den vierziger Jahren wird Britannien von inneren Problemen und Schwierigkeiten verfolgt.

Das Gericht ist auch nach Polen und in viele osteuropäische Länder gekommen.

Doch der Herr hat bei Deutschland fast eine Generation lang auf Zeichen der Reue und Buße gewartet, bis ein Gericht kommen wird, denn Deutschland ist ein besonderer Fall. Kein Volk seit der Schöpfung der Erde hat solche Verbrechen gegen die Menschheit und gegen Sein auserwähltes Volk begangen wie die Deutschen während des 2. Weltkrieges.

Ich fragte den Herrn: „Aber wurden die Deutschen nicht Opfer Satans?" Seine Antwort kam unmittelbar:

„Aufgrund des Hochmutes in den Herzen der Deutschen ist die Sache nicht so einfach. Dieser Stolz ermöglichte den Anfang, und die gleiche Arroganz hat sie bis auf den heutigen Tag davon abgehalten, sich vor Mir in der Buße zu demütigen."

Jedesmal, wenn ich ein Buch von einem Überlebenden des Holocaust las oder dem Bericht von Rosia zuhörte, spürte ich immer wieder, wie entsetzlich der Herr in jenen dunklen und schrecklichen Tagen mit Seinem Volk gelitten hat. Er konnte das nicht übersehen oder vergessen. So erkannte ich, daß die Botschaft, die Er mir gegeben hatte, aus der Tiefe Seines Herzens kam. Das Gericht muß kommen, und es wird kommen, denn Gott ist ein heiliger Gott und Seinem Wort treu.

Doch mich traf es zutiefst, daß der Holocaust auch dem Herrn Leiden gebracht hatte. Trotzdem ist Seine Liebe so groß, daß Er Sich weiterhin danach sehnt, dem deutschen Volk Seine Gnade und Vergebung anzubieten, wenn es sie nur erbitten würde.

Gott gab ihnen nochmals die Gelegenheit, die Größe ihrer Sünde zu erkennen und sich in der Buße mit der Bitte um Vergebung an Ihn zu wenden.

Als ich erkannte, daß dies die Botschaft war, die der Herr mir für Deutschland aufgetragen hatte, überkamen mich verschiedene Gefühlsregungen. Ich hatte solche Härte in Deutschland erlebt, und ich wußte, daß das Vortragen dieser Botschaft ein großes Maß an der Gnade des Herrn erforderte!

Der Gedanke daran erschreckte mich. Ich versuchte dem Herrn zu sagen, Er solle jemand anders wählen, eher einen Deutschen, doch Er sagte deutlich, daß diese Botschaft von einem Menschen aus dem jüdischen Volk kommen müsse.

Der Gedanke war wirklich erstaunlich, daß das deutsche Volk vorsätzlich über zwei Drittel der jüdischen Weltbevölkerung vernichtete und trotzdem konnte nur ein Mitglied des jüdischen Volkes dem deutschen Volk die Liebe des Herrn bringen. Ein Aufruf zur Buße war die letzte Botschaft, die ich überhaupt in Deutschland geben wollte. Aber in der Tiefe meines Herzens wußte ich, daß dies eine große Last auf dem Herzen des Vaters war. Ich erhielt ein Empfinden für die Größe Seiner Liebe! Er hatte solche Qualen durchgemacht, und dennoch wartete Er liebend, hoffend und Gnade bringend, bis Sein Zorn kommen würde.

Ich berichtete Wolfgang alles, was geschehen war. Ich wußte, daß es für ihn, der als Deutscher geboren war, schwer sein würde, diese Botschaft zu übersetzen. Nach einem Gebet erkannte auch er, daß die Botschaft gebracht werden mußte. So begriffen wir beide das tiefe Band, das der Herr uns, Wolfgang, Jenny und mir im Laufe der Jahre gegeben hatte. Es würde unmöglich sein, solch eine Botschaft mit einem Fremden zu bringen oder mit jemandem, der nicht persönlich die tieferen Dinge Gottes erfahren hatte. Wolfgang hatte mich schon zuvor in Deutschland und auch in Norwegen übersetzt. Er hatte gelernt auf den Herrn zu schauen, um Weisheit zu bekommen, so daß die Botschaft nur durch uns hindurchfloß.

Dann berichteten wir unserer Gastgeberin von diesen Eindrücken. Sie bestätigte das voll und erzählte uns unter Tränen, daß viele der Gläubigen das langsam näherrückende Gericht spüren konnten.

„Ihr müßt diese Botschaft bringen, Esther! Möge der Herr Euch helfen, es deutlich und stark vorzutragen!", sagte sie.

Am nächsten Tag besuchten wir abermals die persische Familie. Wir verabredeten dort, am Samstag zusammen ins Konzentrationslager Dachau zu fahren. Während wir uns darüber unterhielten, bemerkte unser Gastgeber: „Wir besitzen ein Videogerät und haben die Aufzeichnung des Filmes 'Holocaust'. Wenn Ihr ihn Euch ansehen wollt, kann ich das Gerät gleich einschalten!"

Wolfgang und ich erkannten darin die Hand des Herrn, und so sahen wir an jenem Abend die ersten vier Stunden des Films. Nachdem ich den Bericht von Rosia gehört und viele Zeugnisse von Überlebenden gelesen hatte, fiel es mir auf, daß der Film die grausamsten Teile des wirklichen Holocaust ausließ. Doch beim Sehen machte der Herr mich wiederum auf Seine große Pein während der damaligen Zeit aufmerksam. Ohne Zweifel erkannte ich, daß Sein Gericht kommen muß. Ich kann nicht beschreiben, wie es war, diesen Film in Deutschland zu sehen, während der Herr sich mit mir über das ganze Geschehen auseinandersetzte. Ich weinte, bis mir fast das Herz zerbrach.

Am nächsten Abend fand die Versammlung statt. Den ganzen Tag über graute mir davor, denn ich wünschte nicht, diese schwierige Botschaft zu bringen. Es wäre viel leichter, angenehme Dinge, oder gar nichts zu sagen. Doch Wolfgang und ich wußten, daß wir es in Gottes Hände legen mußten!

Als wir am Abend kurz vor Beginn der Versammlung aus dem Auto stiegen, blickten wir auf etwas, das uns den Atem verschlug. An der Hausmauer direkt vor uns waren zwei vollkommene Kreuze, die durch den Schatten eines Straßenschildes gebildet wurden. Das eine Kreuz war deutlich und dunkler, das andere war wie ein Schatten des ersten. Es war so hübsch und volkommen geformt, daß es an ein Bild in einer Kunstausstellung erinnerte. Wir spürten alle die Gegenwart des Herrn, als wir dort standen und auf die Kreuze starrten. Dies, das erkannten wir, war Seine Bestätigung, daß diese Botschaft irgendwie gebracht werden mußte.

Als wir an der Kirche ankamen, begrüßte uns der Pastor und sagte dann: „Leider können wir Dir statt der 15 Minuten nur 10 Minuten geben. Ich hoffe, die Zeit wird für Dich ausreichen!" Natürlich war das nicht genug. Es war unmöglich, diese Botschaft in 10 Minuten zu geben.

Ich atmete tief ein, betete schnell und erklärte dann: „Seit unserer Begegnung am Sonntag hat der Herr mir eine Botschaft aufgetragen. Es ist ganz unmöglich, sie in nur 10 Minuten zu bringen. Doch ich weiß auch, daß es für Euch unmöglich ist, der Rednerin des heutigen Abends Zeit wegzunehmen. Ehrlich gesagt, handelt es sich um eine Botschaft, die ich gar nicht bringen möchte, und es sieht auch recht unmöglich aus. Ich bitte nur, daß Ihr darüber betet."

Er wollte darüber beten und ging fort. Zehn Minuten später kam er zurück. „Das habe ich noch nie getan, doch ich sprach mit den Verwaltern des Gebäudes hier, und sie sagten mir, daß dieser Raum uns auch morgen abend offen stehen würde. Wir können damit eine besondere Versammlung für Dich ansetzen, und der ganze Abend wird Dir zur Verfügung stehen. Ich habe das Gefühl, daß Deine Botschaft bestätigen wird, was uns auf dem Herzen liegt." Dann machte er vor der Gruppe bekannt, daß der Herr mir eine besondere Botschaft für Deutschland gegeben hatte, und darum am folgenden Abend eine gesonderte Versammlung stattfinden würde. Er forderte jeden zur Teilnahme auf.

Wir waren recht verwundert. Der Botschaft waren damit die Türen geöffnet!

Der Herr hatte die Situation von unmöglichen zehn Minuten in einen ganzen Abend verwandelt!

Beide fühlten wir uns recht hilflos, und wir erkannten, daß wir am folgenden Abend mehr als je zuvor vom Herr abhängig waren.

Am nächsten Tag beteten wir viel. Wir beteten zum Herrn, daß Er die Menschen in die Versammlung bringen würde, die Er gern dort haben wollte, und daß Er die Botschaft direkt in ihre Herzen tragen würde. Wir waren bereitet worden, Seine Gefäße zu sein, doch nur der Herr konnte den Worten Leben geben!

So wurde es schließlich Abend. Mein Herz schlug wild, doch durch den Herrn waren wir imstande, die große Last Seines Herzens zu vermitteln. Abschließend sagte ich zu ihnen: „Ich weiß nicht, warum ich mit dieser Botschaft in das Land kommen sollte, das mit dem Blut meines Volkes bedeckt ist. Obwohl der Holocaust dem Herrn unsägliches Leid zufügte, so liebt Er Euch dennoch. Durch die Gnade Gottes liebe ich Euch, und ich bete dafür, daß Gott aufgrund der Buße, diesem Land gnädig sein wird. Doch statt zu bereuen, haben die Alten gesagt: 'Wir wußten nichts davon.' Das ist eine Lüge. Tausende von Deutschen wurden benötigt, um die geplante Ermordung von Millionen durchzuführen.

Jeder dieser Mithelfer hatte Eltern, Geschwister, eine Ehefrau oder Kinder. Nur sehr wenige können vor dem allwissenden Vater stehen und ehrlich sagen: 'Wir wußten nichts davon.' Wenn alle Juden in der Nachbarschaft verschwinden, so weiß man das. Die Kristallnacht war allen bekannt. Hitler redete deutlich über seine Absicht, die Juden zu beseitigen und die 'Judenfrage' zu lösen. Seinen Plänen wurde Beifall gezollt. Die Menschen wußten davon.

Die jungen Leute sagen: 'Aber das hat doch nichts mit uns zu tun!' Doch das Gericht hängt über Deutschland *als Nation*, und daher betrifft es alle. Ihr müßt den Stolz und den Hochmut ablegen und in tiefer Demut den tiefen Schmerz Gottes über alles, was hier geschehen ist, erkennen. Nur dann wird es zu wahrer Reue, Buße und Vergebung kommen. . ."

Viele kamen hinterher zu uns und teilten uns mit, daß die Worte sie tief in ihren Herzen getroffen hatten. Das war ein Trost, doch wir wußten, daß unsere Verantwortung aufhörte, wenn wir die Botschaft gebracht hatten. Was dann geschah, war den Deutschen überlassen.

Am nächsten Abend fuhren wir in eine kleinere Stadt außerhalb Münchens. Dort waren wir eingeladen, zu einer Bibelgruppe zu sprechen. Bei unserer Ankunft bemerkte ich eine Reihe junger Menschen im Raum.

„Oh, Herr", betete ich, „hier muß ich diese Botschaft doch nicht bringen, oder? Es sind so viele junge Leute dabei!"

Aber Er erinnerte mich sofort an die vielen Tausend junger Juden — alle hatten damals ihre Hoffnungen, Pläne, Träume und alle wurden von den Nazis grausam umgebracht. Ich erkannte, daß die deutschen Jugendlichen auch die Botschaft hören sollten. Letzten Endes war es doch Gottes Gnadenangebot.

Nach unserer Botschaft folgte eine Zeit des Gebets. Die Gebete waren sehr bewegend, besonders die der jungen Leute. Ich merkte, daß die Botschaft wiederum mit Seiner Gnade überbracht worden war.

Anschließend kam der Pastor zu uns und sagte: „Dies soll Euch eine Bestätigung sein. Viele von uns spüren das nahende Gericht. Wir wissen auch, daß Er uns immer noch Gelegenheit zur Buße gibt, doch die Zeit wird jetzt knapp. Danke, daß Ihr diese schwere Botschaft gebracht habt, denn ich sehe wohl, was es Euch kostet."

Auch noch heute liegt der Antisemitismus in Deutschland dicht unter der Oberfläche, und die in den Nachrichtenmedien verbreiteten Lügen über Israel haben geholfen, ihn wieder ans Licht zu bringen.

An jenem Abend wurden wir auch mit einer Kostprobe solcher verdeckt liegenden Gefühlen konfrontiert.

Zwei junge Männer wollten mit uns sprechen, und bei ihnen verspürten wir eine Arroganz und eine Verachtung gegen das jüdische Volk; sie hätten leicht der SS angehören können. Einer von ihnen übersah völlig die Tatsache, daß wir mit dem Gnadenangebot des Herrn gekommen waren. Mit stahlblauen Augen starrte er mich an und sagte: „Du bist nur hierher gekommen, weil Du uns haßt. Aber nachdem, was Ihr im Libanon getan habt, wie kannst Du es wagen, die Deutschen der Tötung von 6 Millionen Juden anzuklagen?" Mir schien es unglaublich, daß Deutsche meinten, sie hätten das Recht, Israel moralisch zu verurteilen!

Es machte mich sehr traurig. Ich erkannte, es war sinnlos ihm zu erklären, daß Israel für die Massaker im Libanon nicht verantwortlich gewesen ist. Ich versuchte mit ihm zu reden, doch sein Herz blieb verschlossen. Schließlich sagte ich nur: „Verstehe bitte, daß ich

Deutschland nicht aufgrund des Todes von sechs Millionen Juden anklage. Du bist mitschuldig. Wenn Du das nicht erkennst, ist Reue unmöglich."

Dann beschuldigte er Wolfgang des Verrates am deutschen Volk. Wolfgang ermutigte ihn, alles vor den Herrn zu bringen. In jenem Augenblick erkannten wir, daß man unsere Botschaft entweder annehmen oder sich darüber ärgern würde. Die Worte schienen in Deutschland keine Gleichgültigkeit anzutreffen.

Am nächsten Tag besuchten wir Dachau. Dort sahen wir die Karte mit den vielen, vielen Konzentrationslagern, die es überall in Europa gegeben hat. Ich wußte nicht, wie ich meine Gefühle beherrschen sollte, als ich in den Toren eines dieser Lager stand.

Am Nachmittag nahmen wir an der Gründung des Dienstes für Überlebende des Holocaust, die in Jerusalem wohnen, teil. Die Einladung dazu hatte uns ursprünglich nach München gebracht. Irmi, die Gründerin dieses Dienstes, ist eine liebe deutsche Schwester, die uns bei der Gründung mit dabei haben wollte. Sie erzählte eine recht überraschende Geschichte. Sie sagte zur dort versammelten Gruppe: „Vor ungefähr einem Jahr legte der Herr mir diese Bürde auf, um auf vielerlei Weise den in Jerusalem wohnenden Überlebenden zu helfen. Doch muß ich gestehen, mir fehlte der ausreichende Glaube zu solch einem Projekt. Aber dann erzählte mir eine Freundin hier in München eine Geschichte, die mir half, diesen Dienst anzufangen. Sie berichtete mir, daß sie einer in Israel wohnenden jüdischen Gläubigen eine Gabe von 200 DM geschickt hatte. Kurz darauf erhielt sie allerdings das Geld zurück. Die jüdische Gläubige hatte geschrieben:

> *'Vielen Dank für das Geld. Ich weiß, daß der Herr Dich dafür segnen wird. Doch ich lebe aus dem Glauben, und der Herr hat mir die klare Grundregel gegeben, nur Ihm meine Bedürfnisse vorzutragen. Als ich den ersten Brief von Dir erhielt, hatte ich fast kein Geld mehr. Daher machte ich Dir gegenüber Andeutungen in bezug auf meine finanziellen Nöte. Dann kam Dein liebes Geschenk, doch der Herr wies mich an, es an Dich zurückzuschicken. Du mußt darüber beten, um sicher zu sein, daß der Herr von Dir wünscht, mir das Geld zu schicken, und es nicht ein Ergebnis meiner Andeutung ist.'*

Noch nie zuvor hatte ich von solch einer Sache gehört, und es gab mir den Glauben, mit dieser Arbeit zu beginnen. . ."

Wiederum war ich dem Herrn dankbar dafür, daß ich imstande gewesen war, in solch einer Kleinigkeit gehorsam zu sein, denn sogar jener Schritt im Gehorsam hatte Frucht gebracht. Dann erst verstand ich, warum ich eingeladen worden war und an diesem Dienst teilhatte!

Während der ganzen Woche in Deutschland erinnerte der Herr Wolfgang und mich ständig an die Dinge, die durch die Hände der Deutschen geschehen sind.

Er wollte nicht, daß wir es nur einen Augenblick vergaßen. Wir spürten beide, daß wir so oft wie es erforderlich sein würde, nach Deutschland zurückkehren mußten, wenn sich eine Tür für diese Botschaft öffnete.

Wir wunderten uns über alles, was geschehen war, und als wir uns am Flughafen trennten, konnten wir uns nur fragen, was die Zukunft bringen würde.

34 „DER HERR IST DER HÖCHSTE ÜBER ALLEN LANDEN"

Als ich wiederum nach Jerusalem zurückgekehrt war, bestätigte der Herr, daß ich im April 1983 abermals die Insel Patmos besuchen und dort in Abgeschiedenheit an meinem Buch arbeiten sollte. Somit verwandelte Er eine schwierige Aufgabe in ein angenehmes Unternehmen, — denn die Verheißung, zwei Monate allein mit dem Herrn zu sein, eine Zeit ungestört von den Dingen der Welt, war wie Balsam auf meinem Einsiedlerherzen.

Auf die Weisung des Herrn hin, wollten Sid und Betsy mich nach Griechenland begleiten, um mir bei der Zimmerbeschaffung zu helfen und die Arbeit im Gebet zu unterstützen. Wir unterbrachen unsere Reise in Athen und verbrachten einige frohe Tage bei Nellie und Sophia. Dann nahmen wir das Schiff nach Patmos in der Dodekanes. Ich hatte sehr viel Gepäck dabei, darunter die elektrische Schreibmaschine, allerlei Schreibunterlagen und Vorräte für zwei Monate. Die Fähre legt im Hafen von Patmos nur fünf Minuten an, daher hatten wir allerhand zu tun, um in dieser kurzen Zeitspanne alle unsere Sachen von Bord zu bringen!

An unserem ersten Vormittag auf der Insel machten wir uns auf, um für mich eine Wohnung zu finden, die ich für einige Wochen mieten konnte. Wir fragen an zwei Stellen nach einer kleinen Wohnung und wurden beide Male an die gleiche Person verwiesen, einen Inselbewohner namens Antonios. Antonios traf uns gegen Mittag und fuhr uns mit dem Auto zur Wohnung, die er vermieten wollte. Schon bei unserem Eintritt wußten wir, daß es genau der Ort war, den der Herr gewählt hatte!

In jeder Hinsicht war alles vollkommen!

Es war ein großes Zimmer, weit vom Lärm des Hafens entfernt. Es gab viele Fenster, eine Kochnische und einen großen, soliden Tisch. Als ich mich am Tisch niederließ, hatte ich einen atemberaubenden Blick auf den kleinen Garten und auf die Landschaft. Von einem der Fenster konnte ich die Kirche der Apokalypse sehen, die über der Höhle errichtet ist, in der Johannes die „Offenbarung" über die Dinge erhalten hat, die in unserer Zeit geschehen!

Der Friede und die Schönheit dieses Ortes war mit der Liebe des Vaters geschmückt, — sie überwältigte mich.

Die kleine Wohnung sollte nur 6 Dollar Miete per Tag kosten! Uns ermutigte es zu sehen, wie sorgsam der Herr vor uns her gegangen war, um uns den Weg zu bereiten. Dinge werden so einfach, wenn wir Seinen Weisungen gehorchen. Es dauerte nicht einmal einen Tag, diesen idealen Platz zu finden!

Sid und Betsy halfen mir beim Einrichten, beteten täglich mit mir und waren mir eine große Stütze. Als sie schließlich die Insel wieder verlassen mußten, um nach Israel zurückzukehren, stand ich traurig am Hafen und winkte, bis ich das Schiff aus den Augen verlor.

Dann begann ich mit der Aufgabe, an dem Buch zu arbeiten. Außer am Sabbat schrieb ich täglich 6 Stunden. Ohne Ablenkungen und Unterbrechungen lief die Arbeit sehr gut. Mir gefiel sie! Meine nächsten Nachbarn waren Ziegen, Hühner und ein laut rufender Hahn, doch die Stille und der Friede waren ein Geschenk vom Vaterherzen.

Der Feind setzte allerdings seine Angriffe fort, und oftmals mußte ich im Gebet kämpfen, ehe ich mit der Arbeit weitermachen konnte. Eines Morgens fühlte ich beim Erwachen den Druck Satans und wurde an Paulus' Worte erinnert:

> *„Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit den Mächtigen und Gewaltigen, mit den Beherrschern dieser finsteren Welt. . ."*
>
> Epheser 6, 12

Die Belastung war schrecklich, und ich fand es beschwerlich, so oft kämpfen zu müssen. Sehnend sagte ich zum Herrn: „Oh, Vater, ich wünschte, ich hätte Flügel und könnte all diesen kleinen Problemen entfliehen! Einfach in Deiner Gegenwart zu sein, so daß ich von diesen irdischen Ablenkungen nicht mehr gestört werde!"

Später an jenem Tag nahm ich den Bus zur nächsten Erhebung der Insel und hielt an einem Steinwall an, um auf die funkelnde Ägäis zu schauen. Plötzlich sprang mich eine Schlange an, die in der Sonne geschlummert haben muß und von mir überrascht worden war. Durch Gottes Gnade blieb ich unverletzt, aber trotzdem war es ein angstvolles Erlebnis. Doch dann, als ich in mein Zimmer zurückkehrte, fiel mir der kleine Kugelkopf meiner elektrischen Schreibmaschine aus der Hand und zerbrach. Ich hatte nur diesen mit der gotischen Schrift, die ich für das Buch verwendete. Ich war zerschmettert.

Mehr als 50 Seiten waren bereits sehr sorgfältig geschrieben, denn ich beabsichtigte dieses Manuskript der Druckerei zu geben. Doch mit dem zerbrochenen Kugelkopf mußte ich die ganzen 50 Seiten entweder in einem anderen Schrifttyp nochmals schreiben, oder das Schiff nach Athen nehmen und versuchen, einen Ersatz für den Kugelkopf in englischer Schrift zu bekommen. Es war sehr entmutigend, und ich setzte mich einfach mit aufgestütztem Kopf an den Tisch. Schließlich erkannte ich, daß es noch eine andere Lösung geben mußte. Ich wußte, der Herr hatte mich mit der Arbeit an diesem Buch beauftragt und irgendwie würde Er mir bei der Fortsetzung der Aufgabe helfen!

Ich fegte den Boden und nach fast einer halben Stunde fand ich die beiden winzigen Stücke, die vom Kugelkopf abgebrochen waren (und damit verhinderten, daß er in der Schreibmaschine funktionierte.)

Ich leimte die beiden Stücke sorgfältig an den Kugelkopf, doch nur der Herr konnte helfen, damit er wieder gebrauchsfähig wurde. Ich betete sehr dafür und ließ alles bis zum nächsten Morgen liegen. Als ich den Kugelkopf am nächsten Tag untersuchte, sah er fest und unversehrt aus. Ich konnte ihn in den verbleibenden Wochen gebrauchen!

Am nächsten Abend saß ich auf einer Erhebung und betrachtete die Schönheit des Sonnenunterganges über dem Wasser. Dabei bemerkte ich eine Wolkenformation, die wie ein riesiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln aussah. Es erinnerte mich an meine Sehnsucht, hoch über den Problemen dieser Welt zu fliegen.

Einige Tage darauf erhielt ich von Freunden in den Staaten eine Kassette mit Liedern zugeschickt, die sie vorbereitet hatten, damit ich sie meinen gläubigen Freunden in der Sowjetunion mitbringen sollte. Ich hatte beabsichtigt, am Ende der Woche, eine Pause von drei Tagen einzulegen. Der Herr forderte mich auf, mir erst die Kassette in dieser Zeit mit Ihm anzuhören.

Am ersten Abend dieser Erholungspause hörte ich mir die Kassette an. Jedes Lied der Kassette brachte Segen, doch als ich mir das letzte Lied auf der zweiten Seite anhörte, spürte ich die Liebe des Herrn so überwältigend, daß ich nur noch weinte.

Ich weinte jedesmal, wenn ich mir das Lied an den folgenden Tagen anhörte, denn es half mir zu wissen, daß der Herr das tiefe und fast verborgene Sehnen nach Ihm in meinem Herzen verstand. Der Text des Liedes lautete:

„Eines Tages breite ich meine Flügel aus und fliege mit Dir wie ein Adler,
werde ich fliegen mit Dir.
Ich werd' mich mit Flügeln emporschwingen auf die Höhen
und werde bei Dir,
oh, Herr, für immer wohnen.

Herr, ich möchte Dir geben mein Herz,
Deine Berührung spüren,
Dein Angesicht sehen,
dieses irdische Gewand verlassen und bei Dir wohnen,
in der Schönheit Deiner Heiligkeit,
mit Dir wandern,
oh, Herr, für immer. . ."

Das Sehnen meines Herzens mit Ihm zu sein, spiegelte sich in jedem Wort wider.

In meiner letzten Woche auf der Insel ging mir das Geld aus. Die Miete war bereits vollständig bezahlt, doch ich hatte mir noch nicht meine Fahrkarte nach Athen kaufen können. Am Freitagnachmittag besaß ich nur noch 35 Drachmen, (die zum Kauf einer Flasche Wasser reichten) und ein Ei im Kühlschrank. Die anderen Lebensmittel waren alle verzehrt, und bis zu meiner Abreise nach Israel lag noch eine ganze Woche vor mir.

An jenem Tag war ein Brief aus Israel gekommen, doch enthielt er kein Geld. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie der Herr mir aus diesem Dilemma helfen würde!

Am Abend kam Antonios, wie jeden Freitag, mit frischer Bettwäsche. Dabei teilte er mir mit, daß ein Päckchen für mich angekommen war und der Zoll es geöffnet hatte. Man hatte ihn gebeten, die 100 Drachmen Zoll zu bezahlen. (Er berichtete mir das nicht aus Sorge um das Geld, sondern weil er mir erklären wollte, warum das Päckchen geöffnet worden war.)

Der Zoll von 100 Drachmen war sehr gering, doch ich platzte unbedacht heraus: „Oh, es tut mir leid, aber ich habe keine 100 Drachmen!"

„Was?" fragte Antonios ungläubig, „Du hast keine 100 Drachmen?"

„Nein," erwiderte ich lachend und zeigte ihm das eine Ei in dem sonst leeren Kühlschrank.

Er sah recht ärgerlich aus, als er mit Tränen in den Augen zu wissen wünschte: „Warum hast Du mir nicht gesagt, daß Du kein Geld hast? Warum hast Du mir nichts davon gesagt?"

Er eilte zur Tür hinaus und fuhr mit seinem Motorroller nach Hause. Nach zehn

Minuten kam er zurück. Als er mir die Scheine in die Hand drückte, zählte er: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn. . . und falls Du mehr benötigst, sage es mir bitte!" Dann lud er mich für den nächsten Tag nach Hause zum Mittagessen mit seiner Frau und seiner Tochter ein.

Als er gegangen war, sah ich auf die Scheine in meiner Hand. Er hatte mir 10 000 Drachmen gegeben, die Hälfte des Betrages, den ich ihm als Miete bezahlt hatte. (Es entsprach etwa 150 Dollar). Ich fing an zu weinen, denn ich merkte, daß der Herr schon seit langem das gütige Herz von Antonios gekannt hatte. Ich war dem Herrn sehr dankbar dafür, daß ich diesen, Seinen lieben und treuen Diener kennenlernen durfte.

Am ersten Tag nach meiner Abreise sorgte der Herr für das Geld, damit ich es Antonios zurückzahlen konnte. Doch durch dieses Ereignis wurde eine tiefe Freundschaft zwischen mir und dieser lieben griechischen Familie gegründet.

Während dieser glückseligen Monate der Stille konnte ich die ersten 180 Seiten des Buches fertigstellen. Ich verließ die Insel mit der Verheißung des Herrn, daß ich im kommenden Frühling wieder mit der Schreibmaschine zurückkehren würde, um die Arbeit abzuschließen. Durch die Gegenwart des Herrn liegt eine besondere Lieblichkeit über der Insel, und ich wußte, daß ein Teil meines Herzens auf der Insel zurückbleiben würde.

Seit 1978 habe ich halbjährlich Rundbriefe an Freunde in verschiedene Länder verschickt, die treu für mich gebetet haben. Die Idee zum Schreiben dieser Rundbriefe entsprang sicher der Weisheit des Herrn, denn in den Briefen berichtete ich eingehend von den Dingen, die ich auf meinem Weg mit Ihm erlebt hatte, während sie noch in frischer Erinnerung waren.

Auf diese Weise lag ein großer Teil des Buches bereits in schriftlicher Form vor!

Oft umfaßten die Rundbriefe Dutzende von Seiten, doch wenn ich dem Herrn nicht gehorcht und sie nicht geschrieben hätte, wären viele Einzelheiten verloren gegangen!

So vieles geschieht, daß ich mich kaum an die letzte Woche erinnern kann, ganz zu schweigen von Dingen, die vier Jahre zurückliegen! Es war teuer, diese Rundbriefe zu drucken und zu verschicken, doch habe ich niemals um Mittel dafür gebeten, sondern der Vorsorge des Herrn vertraut. Als ich jedoch im Frühling 1983 einen Rundbrief vorbereitete, überraschte der Herr mich sehr mit der Neuigkeit, daß ich für die sowjetischen Juden Geld einsammeln sollte.

Ich zögerte lange, bis ich es tat, und schließlich sagte der Herr zu mir: „Was hast Du dabei zu verlieren? Wenn diese Aufforderung nicht von Mir stammt, wird kein Geld kommen. Doch wenn dies von Mir ist, dann werde Ich es segnen. . ."

Endlich verstand ich es nicht so sehr als eine Bitte um Geld, sondern als eine Gelegenheit für diejenigen, die in Liebe für die sowjetischen Juden gebetet hatten und sie jetzt in sichtbarer Weise segnen konnten, — denn die Not war sicherlich groß!

Daher schloß ich die Bitte um Geldmittel in meinen Rundbrief ein und legte alles in die Hände Jesu.

Als ich Anfang Juni von Patmos nach Israel zurückkehrte, hatte fast niemand auf diese Bitte um Mittel geantwortet. Doch im letzten Monat vor meiner Abreise aus Israel, strömte das Geld herein. Bei meiner Abreise am 20. Juli hatte ich insgesamt 10 000 Dollar, die ich den sowjetischen Juden mitbringen konnte!

Auf meiner Reise von Israel besuchte ich zuerst Jenny und Wolfgang in Norwegen. Wolfgang hatte kurz nach seiner Rückkehr aus Deutschland eine traumatische Zeit durchlebt. Ich erkannte, daß es wichtig war, die ganze Sache mit den beiden im Gebet

durchzuarbeiten, denn für den Oktober 1983 hatten sich für die Botschaft an Deutschland neue Türen geöffnet.

An meinem zweiten Tag dort, erhielt Jenny einen Anruf von einer Frau aus Oslo. Die Frau bat uns, sie möglichst bald in Oslo zu besuchen, denn sie hatte uns eine Gabe für die sowjetischen Juden zu geben.

Wir trafen die notwendigen Vereinbarungen und besuchten sie am folgenden Nachmittag.

Sie erklärte uns, daß der Herr sie sechs Jahre zuvor aufgefordert hatte, jeden Monat einen Teil ihrer Rente beiseite zu legen. Sie gehorchte Ihm, doch jedesmal, wenn sie Ihn fragte, wozu das Geld sei, antwortete Er ihr: „Wenn die Zeit kommt, werde Ich es Dir sagen!" Als sie meinen Rundbrief erhielt, wußte sie sofort, daß ihre Ersparnisse als Geschenk für die Juden in der Sowjetunion bestimmt waren.

Inzwischen hatte die gute Frau 100 000 norwegische Kronen gespart, die etwa 13 500 Dollar wert sind. Wie sehr muß den Herrn ihr Gehorsam und ihre Liebe gesegnet haben!

Ich verließ Norwegen und kam in den Staaten an, um ein Visum für die Sowjetunion zu beantragen und um mit Michael und Joey meine Eltern in Arizona zu besuchen.

Es würde meine vierte aufeinanderfolgende Reise in die UdSSR werden, und ich wußte, daß mir nur der Herr allein ein weiteres Visum beschaffen konnte.

Nachdem ich meinen Antrag auf ein Visum eingereicht hatte, reiste ich zum Flughafen Pittsburgh. Dort wollte ich Mike und Joey überraschen, ehe sie an Bord ihres Flugzeuges nach Arizona gingen.

Als ich auf dem Flughafen ankam, ging ich sofort zu ihrem Flugsteig und erblickte sie dort. Ich schlich mich von hinten heran, gab ihnen einen Stoß und sagte: „Jungs, geht aus dem Weg!" Sie drehten sich um und wollten sehen, wer sie gestoßen hatte. Sie waren so erstaunt, als sie erkannten, daß ich es gewesen war! Damals hatten wir uns zwei Jahre nicht gesehen, und die Veränderungen der beiden waren auffallend.

Beide Jungen waren beträchtlich gewachsen, und Joey war fast 1,80 m groß!

Nachdem wir uns eine Weile unterhalten hatten, gingen wir an den Schalter der Fluggesellschaft, um auf unserem Flug nach Arizona nebeneinanderliegende Plätze zu erhalten.

Ich hatte den gleichen Flug gebucht. Der Angestellte der Fluglinie kontrollierte unsere Bordkarten im Computer und blickte uns dann an, als wenn wir den Verstand verloren hätten.

„Du meine Güte" murmelte er, „Ihre Plätze sind nebeneinander. Wie eng wollen Sie denn zusammensitzen?"

Oh, die Güte des Herrn! Er hatte bereits dafür gesorgt, daß unsere Plätze im Flugzeug nebeneinander lagen, wir waren uns dessen nur noch nicht bewußt gewesen!

Unser Besuch bei meinen Eltern war eine glückliche Zeit. Seit 1975 waren wir zum ersten Male wieder alle zusammen! Um Joey machte ich mir allerdings Sorgen, denn er hatte ein schwieriges Jahr durchgemacht. Aufgrund von Problemen in der Schule und Zuhause hatte er angefangen zu trinken und zu rauchen, außerdem nahm er an einem dämonischen Spiel namens „Kerker und Drachen" teil. Doch während unserer Zeit zusammen, fing er an, sein Leben zu verändern. Während dieser Wochen konnte ich das Öffnen einer Blume beobachten. Er gewann wieder Selbstvertrauen und erneuerte seinen Glauben an Gott. Es war eine Freude, das mitzuerleben.

Michaels Glaube war unverändert, und er schien sich allen Umständen gut anzupassen.

Ich weinte sehr, als wir voneinander Abschied nehmen mußten, denn der Schmerz der

Trennung tat so weh. Oh, wie ich mich nach unserem früheren Zusammenleben sehnte. Ich hatte solche Freude an ihnen gehabt. Doch statt dessen sah ich sie ins Flugzeug steigen und wußte, daß unsere Zeit des Zusammenseins in der Ewigkeit kommen würde.

Von Arizona flog ich nach Pennsylvanien, um Marcia und Dave mit ihrer Familie zu besuchen. Dort lag mein sowjetisches Visum bereit und ein Brief von einem Freund namens Roger aus England. Roger hatte mich in Jerusalem besucht und am Passahmahl teilgenommen. Dabei hatte er mir von seiner Absicht erzählt, im Sommer 1983 in die Sowjetunion zu reisen. Ich gab ihm damals den Rat, er müsse sicher sein, daß es dem Willen des Herrn entsprach, und wenn er sicher war, sollte er durch Gebete wohlgedeckt und mit dem Segen des Herrn reisen. In seinem Brief schrieb er mir, daß er wirklich in die UdSSR gereist war und dort auch eine Kirche in der Ukraine besucht hatte. Beim Gottesdienst hatte er eine junge Frau getroffen, die Englisch sprach und die ihn für den nächsten Tag in ihre Gemeinde einlud. Nach dem Gottesdienst wurde er von ihr und ihrer Schwester nach Hause zum Essen eingeladen. Als sie nach Hause spazierten erwähnte sie: „Übrigens ist dies die Kirche, in der Georgi Vins diente."

„Oh, das ist interessant", meinte Roger, „ich habe eine Freundin in Israel, die Georgi Vins' Tochter getroffen hat."

Dazu erwiderte sie: „Nun, ich habe auch eine Freundin in Israel, die Georgi Vins' Tochter getroffen hat."

Kann man sich vorstellen, daß der Herr aus der Bevölkerung von 280 Millionen in der Sowjetunion Roger mit meiner Freundin Bella zusammenführte, Bella, die mir im Vorjahr geholfen hatte, dem KGB zu entkommen?

Eine äußerst gefährliche Mission zeichnete sich vor mir ab, und ich erkannte in diesem Brief die Bestätigung des Herrn dafür, daß mich Sein Schutz umgeben würde. Dem Herrn, dem wir dienen, ist nichts unmöglich!

Als ich dann die Vereinigten Staaten verließ und mich auf dem Weg in die Sowjetunion befand, hatte ich insgesamt 30 000 Dollar für die sowjetischen Juden dabei. Der Herr hatte mir genaue Anweisungen gegeben, wie das Geld versteckt werden sollte, und ich gehorchte Ihm in allen Einzelheiten.

Durch die herzensguten Antworten der Leser meines Rundbriefes war ich sehr gesegnet worden. Ich wußte, der Herr würde auch sie segnen. Als Trägerin dieses sichtbaren Zeichens der Liebe fühlte ich mich sehr glücklich!

Der Herr würde jeden einzelnen segnen, der zu dieser Gabe an Sein Volk beigetragen hatte.

„Dann werden Ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir Dich hungrig gesehen und haben Dir zu essen gegeben? Oder durstig und haben Dir zu trinken gegeben?

Wann haben wir Dich als Fremden gesehen und haben Dich aufgenommen? oder nackt und haben Dich gekleidet?

Wann haben wir Dich krank oder im Gefängnis gesehen und haben Dich besucht?

Und der König wird ihnen antworten: Wahrlich Ich sage euch: Was ihr einem von diesen Meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr Mir getan."

Matthäus 25, 37-40

So kam der angstvolle Augenblick, und ich stieg in Moskau aus dem Flugzeug. Als das KGB mein Gepäck untersuchte, war ich mir der Gebete, die mich umgaben, und der Allmacht Gottes sehr bewußt. Mein Gepäck wurde mit erstaunlicher Gründlichkeit durchsucht. Die Kontrolle dauerte fast 1 1/2 Stunden. Einmal kamen sie bis auf einige Zentimeter an das versteckte Geld heran. Doch wie früher fanden sie nichts von Bedeutung und das Geld gelangte sicher durch die Kontrolle. Trotzdem durchstand ich einige schreckliche Augenblicke, und ich möchte so ein Erlebnis nicht regelmäßig wiederholen!

Erst nachdem ich das Geld schon ins Land gebracht hatte, erfuhr ich von der schrecklichen Gefahr, in der ich mich befunden hatte. Freunde erzählten mir, daß Wirtschaftsverbrechen gegen die Behörden als äußerst verräterisch angesehen und mit dem Tode bestraft werden können. Sie sehen darin Mittel zur Entfachung einer Revolution gegen das kommunistische Regime.

Als ich nach drei Wochen die Sowjetunion wieder verließ, erhielt ich eine Andeutung davon, wie ernst die Behörden die Entdeckung von nicht deklarierten Devisen nehmen. Als sie wiederum mein Gepäck durchsuchten, fanden sie in meinem Portemonnaie 100 Dänische Kronen, etwa 10 Dollar wert, die ich vergessen hatte, anzumelden. Die Frau, die meine Sachen kontrollierte, wurde furchtbar erregt und ärgerlich. Sie rief sofort zwei männliche Kollegen herbei. Dann begann das Verhör: „Wo haben Sie dies Geld erhalten? Haben Sie Verwandte in der Sowjetunion? Warum haben Sie es nicht deklariert?" Ich sagte ihnen, daß ich es nicht angemeldet hatte, weil ich diesen Schein einfach vergessen hatte. Zum Schluß weigerten sie sich, mich mit den 100 Kronen ausreisen zu lassen und gaben mir statt dessen einen Gutschein in Rubel, den ich bei meinem nächsten Besuch in der Sowjetunion einlösen kann.

Natürlich wird die Idiosynkrasie einer antichristlichen Regierung den Herrn nicht davon abhalten, Seinem Volk die notwendige Hilfe zu bringen. Doch aufgrund der großen Gefahr kann ich nur wenig über diese vierte Reise in das Land des Nordens berichten.

Im allgemeinen fand ich jedoch, daß der Antisemitismus zur offenen Politik des Sowjetregimes geworden war.

Die anti-israelischen, anti-zionistischen Kampagnen waren sehr intensiviert worden, und die Juden, die den Wunsch haben, die Sowjetunion zu verlassen, sind die Hauptziele verleumderischer Angriffe. Dies alles hat zur Dringlichkeit der Stunde und der Notwendigkeit zur wahren Fürbitte für sie beigetragen.

Ich erhielt auch das Gefühl, daß der Herr die Rufe Seines Volks dort gehört hat, und Er ihnen bald antworten wird.

Unter der jüdischen Gemeinde schien es ein wachsendes Bewußtsein von Gott und Seiner Liebe zu geben, und auch ein tiefes Verlangen danach, in das Land Israel zurückzukehren.

Im Laufe der Jahre hat sich die Lage immer mehr verschlechtert und immer mehr Juden haben Ausreiseanträge gestellt. An Simchat Torah versammelten sich 15 000 Juden in Moskau.

Auf dieser Reise geschah etwas, das die Tatsache unterstrich, daß ich mich dort wirklich durch die Hand des Herrn befand. Ursprünglich hatte ich einen Flugschein bei SAS bestellt, um von Finnland in die Sowjetunion und wieder zurück zu fliegen. Doch als ich im Juli in Norwegen ankam, merkte ich, daß es mit dem Flugschein Schwierigkeiten gab. Als ich darüber betete, sagte der Herr mir deutlich, den SAS-Flugschein abzubestellen und statt dessen den Flug nach Moskau bei Finn-Air zu buchen. Seine Weisung war ganz

klar (sie ist es immer), doch ich verstand sie überhaupt nicht. Als die koreanische Verkehrsmaschine dann beim Flug durch sowjetischen Luftraum abgeschossen wurde, flog ich planmäßig in die Sowjetunion. Während meines Aufenthaltes boykottierten die meisten Fluggesellschaften die Sowjetunion — ausgenommen Finn-Air und einige andere Gesellschaften. Viele Touristen in Rußland standen vor großen Schwierigkeiten, einen Rückflug zu bekommen, doch der Herr hatte schon alles im voraus für mich geregelt.

Trotz aller Spannungen, und sie waren beachtlich, freue ich mich jedesmal über die Begegnung mit den Menschen in Rußland. Ich erinnere mich besonders an einen Abend mit Freunden dort. Wir erzählten einander lebensnahe Geschichten.

Am Ende lachten wir so sehr, daß wir dachten, wir würden sterben! Eine Freundin berichtete mir an jenem Abend von dem Besuch einer Amerikanerin bei ihr. Sie hatte einen Salat angerichtet, den die Amerikanerin sehr genoß und daher um das Rezept bat.

„Gewöhnlich ist mein Englisch ziemlich gut", sagte sie mir, „doch ab und zu ertappe ich mich noch bei Fehlern! Das Rezept erforderte geraspelte Wurzeln (engl.: carrot), doch ich verwechselte die Worte und sagte der Frau statt dessen, geraspelter Papagei (engl.: parrot) zu verwenden! Die Amerikanerin sah entsetzt aus, da sie gerade eine ziemlich große Portion des Salats verzehrt hatte. 'Geraspelter Papagei?' fragte sie mich mit verzerrter Stimme. 'Ja, ja,' versicherte ich ihr nachdrücklich, 'geraspelter Papagei!'"

An einem anderen Abend unterhielt ich mich in einer anderen Stadt mit Freunden auf einer Hauptstraße, als wir von sowjetischen Beamten umringt wurden. Wir entschlüpften und trafen uns gegen Mitternacht in einem Park wieder. Wir hatten eine herrliche Begegnung miteinander!

Viel geschah während meines Aufenthaltes in der Sowjetunion, und ich bin sicher, daß es mir eines Tages möglich sein wird, alles zu berichten. Doch jetzt möchte ich nur die enorme Not für Gebete wiederholen!

Eine große Hilfe liegt auch darin, der Sowjetunion Protestbriefe gegen die Behandlung der sowjetischen Juden zu schreiben, und auch den Refuseniks Briefe zu schicken. Auch wenn nicht jeder Brief sein Ziel erreicht, wird das KGB durch die Flut der Briefe merken, daß es im Westen noch Interesse gibt — und das mäßigt ihr Verhalten gegen diese Familien!

Äußerest hilfreich sind auch Demonstrationen und Artikel in den Nachrichtenmedien der verschiedenen Länder. Wenn die Situation noch mehr ins Auge der Öffentlichkeit gerückt werden kann, wird es für unsere Freunde in der Sowjetunion um so besser sein! Ich fragte bestimmte Freunde in Rußland, ob sie etwas dagegen hätten, falls ich in meinem Buch ihre wirklichen Namen verwenden würde. Sie erwiderten mir: „Tue es bitte! Wenn die Menschen außerhalb unseres Landes sich nicht mehr um uns kümmern, keine Briefe und Bücher mehr schreiben und nicht mehr für uns demonstrieren, dann werden wir alle Hoffnung verlieren. Denn das KGB wird dann mit uns tun und lassen können was es will!"

Alle diese Dinge werden den Juden sicher helfen, während sie weiterhin unter solchen gräßlichen Verhältnissen in der Sowjetunion leben müssen.

Doch müssen wir besonders dafür beten, daß des Herrn Wort bald in Erfüllung geht und Er zum Norden sagen wird: „Setze sie frei!" Durch Seine wundersame Hand werden wir bald Seinem Volk aus der Sowjetunion sagen können: „Wilkommen, willkommen zuhause in Israel. . ."

Nach meinen drei Wochen in der Sowjetunion verbrachte ich einige Tage der Erholung und der Ruhe, die ich sehr benötigte, ehe ich zu den im Herzen Deutschlands geplanten Versammlungen weiterreiste.

An unserem ersten Sonntag dort sollten Wolfgang und ich zu zwei Versammlungen sprechen. In den folgenden zwei Wochen waren Versammlungen in verschiedenen Teilen des Landes angesetzt. Am Sonntagvormittag gab ich in einer Gemeinde mein Zeugnis und brachte dann die Botschaft an Deutschland. Ich erzählte einen Teil der Geschichte von Rosia, den Mitteilungen des Herrn in meinem Leben über Seine Qual und Trauer während der schrecklichen Zeit. Dann sprach ich über das Bild, das ich erhalten hatte und die Not für wahre Reue und Buße. Ich bekräftigte auch wieder die Barmherzigkeit und Gnade des Herrn. Nach dem Gottesdienst kam eine ältere Frau auf uns zu, um mir zu bestätigen, daß sie genau die gleiche Vision über Deutschland erhalten hatte, Deutschland hinge an einem einzigen Faden. Sie wußte ebenso, daß Gottes Gericht über Deutschland sehr, sehr nahe war.

Nur von dieser Frau erhielten wir eine Reaktion auf die Botschaft.

In einer anderen Stadt brachten wir abends die besagte Botschaft erneut im Anschluß an mein Zeugnis. Nach der Versammlung blieben etwa 40 bis 50 Menschen zurück, um Fragen zu stellen. Viele waren offen für das Gesagte und einige der jungen Leute waren besonders offen. Sie begehrten zu erfahren, wie man vor Gott wieder gut machen könnte, was sie mit dieser enormen Sünde Gott und Seinem Augapfel angetan hatten.

Ich erklärte ihnen, daß es nicht genug sei, gute Werke für die israelische Nation zu tun, sondern daß dies persönlich von jedem einzelnen in wahrer Buße vor den Herrn gebracht werden muß. Wir erhalten keine Vergebung indem wir uns einfach wie gute Menschen verhalten. Wenn das der Fall wäre, dann hätte das Gesetz ausgereicht, und Jesus wäre vergebens gestorben!

Vergebung kommt durch Buße, doch in diesem Fall ist noch mehr erforderlich. Jeder einzelne ist dafür verantwortlich, diese Botschaft anderen mitzuteilen und einfach zu sagen: „Schaut, wir haben diese schreckliche Tat als Nation begangen und wir müssen dafür Gottes Vergebung erbitten!"

Ich fuhr dann fort: „Ihr habt im vergangenem Jahr von den Massakern im Libanon gehört. Nun, Israel hat das nicht angerichtet. Trotzdem gab es kaum jemanden in Israel, der nicht über diese grausame Vernichtung menschlichen Lebens betroffen war.

Wo findet man dieses Gefühl in Deutschland?

Wo ist der Schmerz, die Trauer darüber, daß sechs Millionen des auserwählten Volkes Gottes ausgehungert, gepeinigt und zielbewußt vernichtet wurden?"

Ein Deutscher war besonders entschieden, als er vor den anderen deutlich wiederholte: „Wir können nicht vorgeben, dies sei nicht geschehen. Es ist geschehen, und vor Gott sind wir alle schuldig, bis wir uns in Buße vor Ihm demütigen!"

Nach der Versammlung tranken Wolfgang und ich zusammen mit dem Pastor und anderen Gästen eine Tasse Kaffee in der kleinen Pension, in der wir übernachteten.

Der Pastor, der die Versammlungen organisiert hatte, sagte mit fester Stimme zu uns: „Ich verbiete Ihnen, während der anderen Versammlungen in den nächsten zwei Wochen die zweite Botschaft zu bringen. Wir sind nicht alle daran schuldig, und ich werde es nicht zulassen, daß Sie diese Zusammenkünfte durch solch eine Botschaft verderben! Ihr Zeugnis ist gut. Dagegen habe ich keinerlei Einwände. Anstelle der zweiten Botschaft sollten Sie über Israel, über die sowjetischen Juden oder über Dinge sprechen, die die Menschen in diesen Versammlungen hören möchten!"

Mir sank das Herz. Die Spannung im Raum war unerträglich.

Ich atmete tief ein und sagte zu ihm: „Doch wenn es wahr ist, was wir sagen? Wenn

Gottes Gericht bald über diese Nation kommt, weil sich die Menschen weigerten Buße zu tun, was könnte ich wohl sonst den Menschen sagen? Wenn wir jemanden sehen, der am Ertrinken ist, was würde es ihm helfen, eine Rose statt einen Rettungsring zugeworfen zu bekommen? Wenn Deutschland im Begriff ist „unterzugehen" und das weiß ich, wie kann ich dann von Dingen sprechen, die die Menschen glücklich machen, anstatt ihnen die Wahrheit zu sagen?" Doch er blieb unbeweglich. Es war einfach unmöglich, diese Botschaft nochmals zu verkünden. Punktum.

Ich sagte ihm, ich würde darüber beten und bat ihn, ebenso darüber zu beten.

Sobald ich allein in meinem Zimmer war, brachte ich es vor den Herrn. Ich sagte Ihm, daß ich gerne bereit war, die gesamte Botschaft auf den Altar zu legen und statt dessen über all die „netten" Dinge zu sprechen, die der Pastor von mir zu hören wünschte. Ich wußte, daß es für Wolfgang und auch für mich der leichteste Weg gewesen wäre! Doch der Herr antwortete sofort mit Entschlossenheit. Er sagte nur: „Ich werde keine andere Botschaft salben. . ."

Daher stand die Antwort in jenem Augenblick fest. Wenn es uns nicht erlaubt sein würde, Deutschland diese Warnung zu geben, dann mußten wir einfach abreisen. Es gab nichts anderes, das ich dem deutschen Volk sagen konnte. Und — falls ich andere Dinge ohne Gottes Salbung bringen würde, hatten die Worte kein Leben.

Wir standen an einem Scheideweg und hatten die Wahl, Menschen oder Gott zu gefallen.

Waren wir jedoch wahrhaftig von Ihm berufen, dann gab es eigentlich gar keine Wahl!

Der Druck und die Spannung des Augenblicks waren schrecklich, und ganz plötzlich gab der Herr mir eine Einsicht, die ich niemals vergessen möchte. Er sagte zu mir: „Nun kannst Du zumindest verstehen, welchem Druck M. Begin und andere Führer Israels gegenüberstanden. Sie mußten sich in bezug auf die Grenzen Israels auf des Wort Gottes berufen, obwohl andere Nationen gegen sie waren, und manchmal standen sogar einige ihres eigenen Volkes gegen sie." Ohne die Gnade Gottes wäre der Druck zweifellos unerträglich gewesen. Es schenkte mir ein neues Mitgefühl für die Führer Israels! Ich hoffe nur und bete, daß sie dem Herrn und Seinem Wort treu bleiben, auch wenn der Druck zu Kompromissen zunehmen sollte.

Als ich mich am nächsten Morgen mit Wolfgang beriet, war es ein Trost zu erfahren, daß er dieselbe Antwort erhalten hatte. Auch er wußte vom Herrn, daß wir keine weiteren Aufgaben in Deutschland zu erfüllen hatten, wenn es uns nicht erlaubt sein würde, die Botschaft an Deutschland zu verkünden.

Oh, wie wunderbar, daß er gemeinsam mit mir in dieser schwierigen Lage sein konnte!

Daher teilte ich dem Pastor am Frühstückstisch unsere Entscheidung mit. Der Herr würde keine andere Botschaft salben und deshalb war es uns unmöglich zu sprechen, es sei denn, die Botschaft an Deutschland durfte eingeschlossen werden.

Als wir in das Haus des Pastors in einer anderen Stadt zurückkehrten, erkannten Wolfgang und ich aufgrund seiner wütenden Reaktion, daß wir noch am gleichen Tag abreisen mußten.

Wir beabsichtigten Freunde anzurufen und sie zu bitten, „uns zu retten".

Zunächst mußten wir allerdings den Pastor von unserer Entscheidung unterrichten.

Er war wütend.

„Sie können sicher sein, daß Ihnen die Tür nach Deutschland für immer verschlossen sein wird!" rief er. „In jeder Versammlung sollen die Leute erfahren, daß Sie Verwirrung stiften und Uneinigkeit bringen! Sie haben dem Ansehen unserer Bewegung und unserer

Arbeit für Israel geschadet! Ich bin sicher, daß Sie gar nichts von Gott gehört haben, denn Sie weigern sich, dem Rat zu folgen, den Sie von den Pastoren hier erhalten haben. Sie werden Ihre hübsche Entlohnung verscherzen, die wir Ihnen geben wollten!"

Ich bedauerte ihn, doch keine seiner Drohungen konnte mich bewegen. Was bedeuteten Ruhm und Geld, wenn wir den Willen des Herrn verlassen? Nichts von alledem bedeutete mir etwas! In der Vergangenheit haben Leute üble Dinge über mich verbreitet und ebenso werden Leute in Zukunft üble Dinge über mich sagen!

Der Herr weiß am besten, wie verdorben ich eigentlich bin, aber Er liebt mich dennoch, und ich darf Ihm mit meinem Leben dienen. Das einzige in dieser Welt, das alles aufwiegt, ist, eines Tages die Worte zu hören: „... Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht..." Alles andere wird vergehen!

So verließen wir noch am Nachmittag das Haus des Pastors. Wir kehrten nach Norwegen zurück, so daß wir Jenny, die uns treu im Gebet unterstützt hatte, alles Geschehene berichten konnten. Der Herr gab uns dabei zu verstehen, daß wir Seinen Willen erfüllt hatten, indem wir nach Deutschland gereist waren. Es hatte IHM gefallen, daß wir Ihm treu geblieben waren.

Zu jenem Zeitpunkt war es dann vollkommen richtig gewesen, Deutschland zu verlassen. Der Herr wiederholte, was Er mir schon oftmals gesagt hatte, nämlich, daß die Verantwortung bei mir liegen bleiben würde, wenn ich diese Botschaft nicht verkündete. Doch wenn ich die Botschaft verkündete, würde die Verantwortung bei den Zuhörern liegen.

Daher lag sie jetzt in den Händen des Pastors und der Menschen, die die Warnung gehört hatten.

Zumindest hatten wir zu zwei Gemeinden sprechen können, ehe die Tür geschlossen wurde!

An meinem zweiten Tag in Norwegen erhielten wir einen Anruf von Irmi aus München. Wir hatten ihr geschrieben und erklärt, daß wir Deutschland früher als erwartet verlassen hatten, und deshalb nicht nach Ablauf der ursprünglich für zwei Wochen geplanten Versammlungen nach München kommen würden!

Doch sie rief an, um uns zu sagen: „Wir kennen Eure Botschaft, sie ist wichtig! Wir möchten gern, daß Ihr wie geplant zu uns nach München kommt!" Sie erklärte dann, daß ich als Hauptsprecherin an einer Konferenz „Israeltag" genannt, vorgesehen war, und mich dort viele erwarteten!

Am nächsten Tag riefen uns auch Freunde aus der Umgebung von München an und baten uns, am Ende der zwei Wochen nach Deutschland zurückzukehren.

An beiden Orten war die Botschaft an Deutschland im Frühling verkündet worden!

Nach gemeinsamem Gebet erkannten Wolfgang und ich, daß es der Wille des Herrn war, zur Konferenz nach München zu reisen, und wir anschließend zusammen nach Österreich fahren sollten.

Wolfgang sollte mich auch dort bei den Versammlungen übersetzen. Danach würde ich zu weiteren Versammlungen in die Schweiz reisen und Wolfgang würde nach Hause zurückkehren.

Der Herr bestätigte mir dann, daß ich in der Zwischenzeit nach Hause, nach Israel, fliegen konnte!

Nach drei Monaten des Reisens mit all den Spannungen durch die erneute Trennung von Mike und Joey und all dem Druck in Rußland und in Deutschland war ich inzwischen erschöpft.

Es war ein Geschenk aus Seiner Hand, diese lange Reise mit einem Aufenthalt in Jerusalem, bei meinen Freunden und in meiner eigenen kleinen Wohnung zu unterbrechen.

Es gelang mir, Sid und Betsy zu überraschen, als ich zum Frühstück ganz unerwartet vor ihrer Tür stand!

Es gab ein fröhliches Wiedersehen!

Ebenso war es ein Segen, meiner kleinen treuen Gebetsgruppe in Jerusalem Bericht zu erstatten. Ihren Zuspruch zu sehen, tröstete mich. In bezug auf die Dinge, die in Deutschland geschehen waren, standen sie fest zu mir.

Es war gut, für die weiteren vor mir liegenden Arbeitswochen erneut und erfrischt von ihnen ausgesandt zu werden.

Welch einem gütigen und mitfühlenden Abba dienen wir!

Es gab jedoch andere Freunde, die sich nicht mit mir über dieses Zeichen der väterlichen Umsorge freuten.

Statt dessen erhoben sie ernste Anklagen gegen mich, weil ich durch die Rückkehr nach Israel Geld verschwendete.

So begann das Gerücht, und es wird noch immer verbreitet, daß ich an meinen Reisen „groß verdiene".

Darüber mußte ich lachen bis mir die Tränen übers Gesicht liefen, denn gewöhnlich sorgt der Herr auf diesen Reisen nur für die Fahrkosten und Nebenausgaben!

(Natürlich hatte ich in diesem Fall bereits meinen Rückflugschein nach Israel, und ein Flug nach München und zurück ist sehr preiswert.) Obwohl ich über ihre lächerlichen Beschuldigungen lachen mußte, tat es mir doch leid, denn ich erkannte, daß sie keine echten Freunde waren. „Ein Freund liebt allezeit..." — und sicher wird er sich mit mir über die Segnungen des Herrn freuen!

Die Konferenz in München wurde reich gesegnet. Die gegebenen Botschaften waren sehr gut, und es gab große Unterstützung und Liebe für Israel. Unsere Botschaft an Deutschland wurde von den meisten Menschen dort angenommen. Es war ein besonderes Geschenk, daß Jenny diese Tag mit uns in München verbringen konnte, von Freunden begrüßt zu werden und sich durch die besondere Liebe des Herrn erquickt zu wissen.

Am Nachmittag nach der Konferenz erzählte ich Irmis Sohn Martino von der deutschen Familie, die mich 1977 bei meinem Besuch dort mit Klaus so viel über die Liebe gelehrt hatte. „Es überrascht mich, daß Du sie nicht getroffen hast!" sagte ich, „Sie hatten eine große Liebe für Israel, und so ist es auch bei Euch!"

Doch nach diesem Gespräch fing der Herr an, mir kleine Hinweise zu geben. Zunächst erinnerte Er mich daran, daß Irmis Haus ähnlich gebaut war, wie das Haus, das ich 1977 besucht hatte. Dann, als ich auf der Konferenz an Oskar, Irmis Mann, vorbeiging, kam er mir plötzlich so bekannt vor!

Obwohl ich mir albern vorkam, begann ich mich in ihrem Heim nach einem kleinen hölzernen Windspiel umzusehen, das ich der Familie 1977 als ein Dankeschön geschenkt hatte. Doch traute ich kaum meinen Augen, denn als wir spätabends das Haus verließen, entdeckte ich das kleine Windspiel hinter der Tür hängend!

Ich befand mich tatsächlich im Haus der Familie, die mich 1977 so gesegnet hatte!

Einfältig schmunzelnd fragte ich Irmi: „Woher habt Ihr dieses Windspiel?"

„Oh, es ist ein Geschenk von einer jungen Jüdin aus Amerika!"

Inzwischen grinste ich verschmitzt: „Nun", sagte ich zu ihr, „es stammt von mir!"

Wir waren erstaunt und verwundert, als wir dann unsere Erinnerungen an die frühere Begegnung austauschten!

Nach vier herrlichen Tagen in München kehrte Jenny nach Norwegen zurück. Wolfgang und ich reisten per Bahn weiter nach Österreich. Wir wurden am Bahnhof von St. Johann von einem Ehepaar abgeholt, das zu der Gemeinschaft gehörte, die uns eingeladen hatte. Als wir mit ihrem Auto auf einer Bergstraße von einem Tal ins andere fuhren, um zu dieser Gruppe zu gelangen, gab es plötzlich einen knirschenden Ton und die Wagenachse brach. Damit war der Wagen völlig unbrauchbar geworden. Wir mußten ihn auf der einsamen Bergstraße stehenlassen und per Anhalter über den Berg in den Ort gelangen. Schon an diesem ersten Abend erhielten wir einen kleinen Einblick in die Dinge, denen diese kleine Gruppe von österreichischen Gläubigen bei ihren täglichen Bemühungen, die rettende Macht Jesu Christi zu bezeugen, gegenübersteht.

Österreich wird noch immer von der katholischen Kirche kontrolliert, doch es ist eine katholische Kirche, die ich noch in keinem anderen Lande gesehen hatte.

Man erhielt das Gefühl, einen Schritt zurück ins Mittelalter getan zu haben!

Wie bei der katholischen Kirche der vergangenen Jahrhunderte werden die Katholiken in Österreich davon abgehalten, das Wort Gottes selbst zu lesen.

Sie verehren Abgötter (Heiligenstatuen, die Jungfrau Maria usw.), sie beten zu den Toten und für die Toten (für das Eingreifen der Heiligen und für Menschen, die im Purgatorium — der Sündenreinigung — sind, einem Ort „zwischenHimmel und Hölle", der von der katholischen Doktrin erfunden wurde und keine Grundlage in der Heiligen Schrift aufweist), obwohl die Schrift das alles streng untersagt.

Die Menschen werden durch die hierarchische Ordnung der katholischen Kirche von jeglicher Vorstellung einer direkten Beziehung zu Jesus Christus ferngehalten.

Natürlich unterscheidet sie sich hierbei nicht von der katholischen Kirche anderer Länder, die von der Katholischen Charismatischen Bewegung noch unberührt sind.

Doch die Situation in Österreich ist soviel schlimmer, weil es — sogar innerhalb der Kirche — viele okkulte Praktiken gibt. Man findet Aberglauben und Hexerei, mit der Anwendung von Flüchen und spiritistischen Sitzungen. Außerdem erschwert der seit Jahren in Österreich anzutreffende Antisemitismus die Lage — was wiederum beträchtlich zur geistlichen Schwere und Finsternis führt.

Alle diese Dinge haben zur Folge, daß die wahren Gläubigen in verschiedener Weise von satanischen Mächten direkt angegriffen werden. In Ländern wie den Vereinigten Staaten, tritt Satan spitzfindiger auf, indem er falsche Lehren, die Lust des Fleisches und andere Dinge gebraucht, um die Christen vom Pfad zum ewigen Leben abzubringen. In Österreich jedoch, kommen die Angriffe oft direkt — Autounfälle, Knochenbrüche, fallende Gegenstände — diesem Druck stehen sie täglich gegenüber!

Satan hat Österreich unter seiner festen Kontrolle, und er wird nichts von seiner Macht aufgeben wollen.

Es gibt sehr wenige wahre Gläubige in diesem Land, weil die Macht der katholischen Kirche jahrhundertealt und sehr stark ist. Die wenigen dort lebenden Gläubigen benötigen die Gebete anderer!

Während der paar Tage, die wir dort verbrachten, kamen Freunde aus den benachbarten Orten zusammen, manche legten Entfernungen von 200 Kilometern zurück!

Aufgrund ihres Hungers nach Gemeinschaft und um mehr von den Dingen Gottes zu hören, waren morgens, nachmittags und abends Zusammenkünfte eingeplant!

Es war wirklich ein Ort, an dem christliche Gemeinschaft nicht als selbstverständlich betrachtet wurde!

An unserem letzten Tag in Österreich besuchten wir am Spätnachmittag eine Familie. Bei Kaffee und Kuchen erzählten sie uns, wie sie gerade damit angefangen hatten, einen Teil ihres Einkommens dem Herrn zu geben. Ich merkte, daß sie diesen Sprung im Glauben etwas ängstlich getan hatten. Ich lächelte innerlich, denn ich wußte, daß des Herrn Königreich dem System der Welt genau entgegengesetzt arbeitet. Im System der Welt hast du nur etwas, wenn du sparst, und im System des Herrn hast du nur, wenn du gibst!

Es ist unmöglich, den Herrn jemals zu verausgaben!

Die Familie fuhr damit fort, uns die Geschichte zu erzählen, wie der Herr ihnen geholfen hatte, das Haus zu finden, in dem sie jetzt wohnten, und das sie erst kürzlich gekauft hatten. Sie teilten uns mit, daß sie das Haus sogar möbliert erhalten hatten. Nur das Zimmer der jungen Tochter war leer gewesen. In dem Augenblick sagte der Herr zu mir: „Ihr Zimmer steht immer noch leer, und Ich möchte, daß Du ihr Dein Geld gibst, damit sie sich einige Möbelstücke kaufen kann!"

Sofort kam der Feind mit seinen Lügen: „Sei kein Narr! Inzwischen hat sie Möbel in ihrem Zimmer. Sie brauchen Deine Hilfe nicht. Du verdienst dies Geld. Du hast ein Anrecht darauf!" Doch als ich zu dem jungen Mädchen hinüberschaute, wußte ich, daß ich es um allen Mammon der Welt nicht versäumen wollte, sie mit dem Wissen um Gottes Liebe für sie zu segnen. Falls ich dem Herrn nicht gehorchte, so hatte ich nur das Geld! Doch wenn ich Ihm gehorchte, würde sie ein tieferes Empfinden Seiner Liebe erhalten. Dies war alles wert!

Das einzige Problem dabei lag darin, daß die Hälfte meines Geldes aus einem Scheck bestand. Daher mußte ich Wolfgang fragen, ob er den Betrag in bar hatte. Ich konnte ihm dann den Scheck geben, den er am nächsten Tag in der Schweiz einlösen konnte.

Wir legten unser ganzes Bargeld zusammen und schenkten ihr genau den Betrag, den der Herr mir genannt hatte.

Am nächsten Vormittag kamen wir zum Bahnhof, um den Zug nach Zürich zu nehmen. Die Eltern des jungen Mädchens trafen uns am Bahnhof, um uns Lebewohl zu sagen. Sie erzählten uns, das Geschenk hätte ihrer Tochter so viel bedeutet, daß sie geweint hatte. „Sie schlief auf dem Sofa ein und hielt das Geld in ihrer Hand!" berichteten sie uns.

Oh, wie liebt uns der Herr als Seine Kinder!

Jetzt bestand unser Problem darin, daß weder Wolfgang noch ich das Geld für die Fahrkarte nach Zürich hatten. Inzwischen kannte ich die Wege des Glaubens, aber eine derartige Erfahrung war für Wolfgang neu. Doch er hielt sich wunderbar. Außer dem Herrn sagte er niemandem von unserer Not und ging an den Fahrkartenschalter, um die Fahrkarten zu kaufen.

Wir hatten nicht genügend Geld, um die Fahrkarten zu bezahlen! Als wir dort standen, kam der Pastor der Glaubensgemeinschaft zu uns. Er lächelte und erzählte uns: „Der Herr hat mir gestern gesagt, daß Ihr nicht genügend Fahrgeld nach Zürich habt. — Aber Er machte mir deutlich, daß ich Euch das Geld erst jetzt geben soll!" Gerade zur rechten Zeit erhielten wir genügend Geld für die Bahnfahrt! Mit einem erneuerten Gefühl für den köstlichen Humor des Herrn und der Freude über Brüder, die für Ihn offen sind, stiegen wir in den Zug.

In der Gegend, in der wir uns aufhielten, genoß ich die österreichischen Alpen sehr, denn ich hatte noch nie in meinem Leben so viel Schönheit gesehen.

Die Bahnfahrt durch die Alpen in die Schweiz war ebenfalls atemberaubend.

Bei unserer Ankunft in Zürich holte uns einer meiner Schweizer Gastgeber am Bahnhof ab und fuhr Wolfgang zum Flughafen, da er noch am gleichen Tag nach Norwegen zurückflog.

Nach der bedrückenden Atmosphäre in Österreich wußte ich nicht, was mir die Zeit in der Schweiz bringen würde. Insgesamt waren acht Versammlungen in verschiedenen Städten vorgesehen. Die Versammlungen waren von einem Mitglied des Schweizer Parlaments geplant worden, der ein äußerst mutiger Freund Israels ist. Die Versammlungen sollten in großen Hallen stattfinden, da die Bevölkerung dazu eingeladen worden war. Niemand wußte so recht, was auf uns zukommen würde. Doch der Zuspruch war erstaunlich. Hunderte kamen in die Versammlungen, und es schien ein großes Interesse an Israel und den sowjetischen Juden zu geben!

In jeder Versammlung sprach ich, nachdem ich mein Zeugnis gegeben hatte, über die gegenwärtige Lage der Juden und auch der Christen in der Sowjetunion. Oftmals fragten Leute, auf welche Weise sie helfen könnten. Ich schlug vor, Briefe an die sowjetische Regierung und die Refuseniks zu schreiben, wie auch an ihre eigenen Regierungen in den Kantonen, da es äußerst wichtig sei, die Lage der Sowjetjuden im Auge der Öffentlichkeit zu behalten. Doch in bezug auf Hilfsmaßnahmen für die Sowjetjuden beim Exodus betonte ich, daß ihnen nur der Herr allein zeigen konnte, was sie nach Seinen Anweisungen tun sollten. Keine Gruppe, Organisation oder Einzelperson soll in irgend einer Weise die Planung und Durchführung in die Hand nehmen, wiederholte ich. „Der Herr wird alles selbst ordnen, und daher kann nur Er allein jedem einzelnen die gesuchte Antwort geben. Wir müssen Ihm einfach gehorchen, und jeder soll dann tun, was er gezeigt bekommt, aber ansonsten sollen wir unsere Finger davon lassen! Der Exodus ist eine Sache, für die Gott allein die Ehre erhalten wird."

Nach den acht Tagen war ich durch den Widerhall der Liebe für das jüdische Volk gesegnet, doch auch ungewöhnlich müde. Daher zog ich mich für drei Tage in ein Hotel zurück, um mich durch Ausruhen und Gebet auf die Rückkehr nach Israel vorzubereiten. Stille Zeit allein mit dem Herrn ist sehr wichtig, und ich erhielt wie immer neue Kraft.

Kurz nach der Rückkehr nach Jerusalem kehrten die sechs israelischen Soldaten, die von der PLO gefangengehalten worden waren, zu ihren Familien zurück. Sie waren mit einer großen Anzahl syrischer und PLO-Gefangener ausgetauscht worden. Es erfüllte mich mit Stolz, zu einem Volk zu gehören, das sich so sehr für menschliches Leben einsetzt und das jeden einzelnen in seinen eigenen Streitkräften so hoch bewertet. Als Israel erkannte, daß das Leben seiner Soldaten durch die zunehmenden Spannungen in Tripoli gefährdet war, erschien kein Opfer zu groß, um die Soldaten heimzurufen. Israels Verteidigungsminister Moshe Arens stellte fest, daß viele, Feind und Freund gleichermaßen, Israels Sorge um seine Leute als eine Quelle der Schwäche betrachten. „Doch wir wissen, daß die Sorge um unsere Soldaten, Verwundeten und Gefallenen die Quelle unserer Stärke und eine Quelle des Stolzes für uns ist," sagte er.

Ganz Israel verfolgte im Radio und im Fernsehen die Feierlichkeiten, als die Soldaten ihre Familien auf dem israelischen Luftwaffenstützpunkt wiedersahen.

Zwei Soldaten stammten aus der Stadt Akko. Sie waren von dem Empfang überwältigt, der sie erwartete, als sie in ihrer Heimatstadt ankamen.

Alle Leute strömten hinaus, um sie zu begrüßen und ihre Freude rührte viele zu Tränen!

Bei einem Empfang für die heimgekehrten Soldaten im Rathaus von Akko wurde die Begrüßungsrede von dem Vater von Yoni gehalten, einem der israelischen Soldaten, die sich weiterhin in syrischer Gefangenschaft befanden.

An jenem Abend sagte er: „Es ist wunderbar, unsere Söhne wieder daheim in die Arme zu schließen, denn jeder von ihnen ist der Sohn einer großen Familie, der Familie Israels. Wir hoffen, daß wir eines Tages auch Yoni zu Hause willkommen heißen können. . ."

Das überwältigende Mitgefühl des israelischen Volkes ließ mich mit Vorfreude dem Tag entgegensehen, an dem alle Söhne und Töchter Israels „aus dem Lande des Nordens" heimkehren. Doch weit eindrucksvoller wird der Tag sein, an dem die israelische Nation den Friedefürsten als den ihren annimmt. Gewiß wird es ein Tag des Jubels werden, wie ihn die Welt noch nie erlebt hat.